

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 22.

Bießen, Trinitatis, 7. Juni 1914.

3. Jahrgang.

Hoffnung.

1. Brief des Petrus 1, 13. Begürtet die Lenden eures Gemütes, seid nüchtern und setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade.

Ich sitze hier am Schreibtisch und überlege, welcher von den beiden Gedanken des für heute vorgesehenen Textes der Ausgangspunkt meiner Betrachtung werden soll, die Hoffnung oder die Heiligkeit. Da klingt von irgendwoher durch den linden Abend des Frühlings aus jugendfrischen Kehlen das Lied von der Hoffnung, die den Menschen durchs Leben führt. Ich weiß zwar nicht, ob die fröhlichen Sänger sich ganz bewußt sind, was frohe und starke Hoffnung für ein Menschenleben bedeutet. Aber das tut nichts. Der Kontakt zwischen mir und dem Texte ist da. So schreibe ich von der Hoffnung.

Hoffnungslosigkeit ist die schlimmste Krankheit der Menschheit. Sie zehrt am Marke eines Volkes, einer Gemeinschaft und des Einzelnen schlimmer als irgend eine Seuche. Sie raubt uns den Atem und unser Schaffen wird gelähmt. Sie tötet, aber, was noch schlimmer ist, sie tötet langsam und die von ihr befallen sind, welken dahin und trocknen langsam aus, wie die Blume in heißen Sommertagen, in denen ihre Wurzeln vergebens im harten Boden nach Nahrung sich strecken. Völker und Einzelmenschen sterben dahin, willenlos und schwach, immer das Grab vor den Augen. Hoffnungslosigkeit lähmt den Willen und vergällt die Freude. Sie macht alt und müde — oft vor der Zeit.

Darum preisen wir die Menschen mit einer edlen und starken Hoffnung; denn sie ist immer ein Zeichen von Jugend und frischer Kraft. Auch der Hoffende sieht die Härten und Schwierigkeiten, die Zeit und Leben einmal mit sich führen. Aber sie lähmen nicht seinen Arm und haltloses Sichttreibenlassen ist ihm fremd. Nöte und Schicksalsschläge sind ihm keine Hemmnisse. Er sieht Aufgaben in ihnen, die sein Gott ihm stellt, nicht daß er unterliege, sondern daß er sie überwinde, und seine Kräfte sich stählen. Menschen mit solcher Hoffnung werden stark, wo andere unterliegen. Sie pflücken Rosen, wo andere nur Dornen sehen und sich vor ihren Stichen fürchteten. So gleichen sie der Frühlingssonne droben am Himmel. Sie läßt sich nicht schrecken durch die grauen Wolken und mit jedem Tage wächst ihre Kraft. Wenn Eis und

Schnee sie einmal verdecken, so gibt sie den Kampf nicht auf. Sie arbeitet und vertraut auf den Sieg ihrer Sache.

Damit ist schon angedeutet, daß Hoffnung kein Träumen ist. Die Lenden des Hoffenden sind umgürtet und nüchtern hell und scharf schauen seine Augen in die Welt. Seine Hände legt er nicht müßig in den Schoß; denn er weiß: Nur mit dem ist Gott, der etwas wagt und schafft für das große Ziel, das wirklich werden soll. Er prüft die Wege und seine Mittel wählt er mit offenem Blick für das Leben. Dann geht er an die Arbeit, rastlos und mit starker Sehnsucht. Er weiß, daß die Menschen ihn oft einen Schwärmer oder einen Ehrgeizigen nennen. Dann lacht er und ringt fröhlich weiter. Die Zukunft aber legt er in die Hand Gottes. Er vertraut auf seine Gnade.

Solche Hoffnung mag oft schwere Proben zu bestehen haben; aber sie wird nicht zuschanden. Sie hat viele Gottesmänner und Glaubenshelden durchs Leben getragen und das jugendliche Christentum verdankte ihr den Sieg. Völker hat sie verjüngt und Menschen, die das Leben mürbe gemacht hatte, verdanken ihr die Genesung. Oft erlebt der, den sie beseelte, ihre Verwirklichung nicht mehr. Das drückt ihn nicht nieder; denn er weiß: Noch nie ist eine starke, selbstlose Hoffnung vergebens gewesen. Irgendwo ging sie auf und trug ihre Frucht.

Was gerade wir Christen von heute nötig haben, das ist solche zähe, tätige Hoffnung. Sie schafft ein starkes, jugendliches Geschlecht. Der Jugend aber gehört die Zukunft.

E. Kr.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.
(Fortsetzung.)

Alles ist von großartigen Ausmessungen, besonders der Zeus-Tempel, aber das Material enttäuscht einen. Marmor war da eine Seltenheit. Der Stylobat des 64 Meter langen und 27½ Meter breiten Tempels besteht aus mächtigen Porosquadern, einem in der Nähe gebrochenen Muschelkonglomerat. Aus demselben Material sind die 10,43 Meter hohen Säulen von 2,24 Meter Durchmesser, die mit einem feinen weißen Stuck überzogen waren. An der Südseite liegen noch einige Säulen, so wie sie das Erdbeben hingeworfen

hat. Die Architrave waren 5,75 Meter lang und 1,75 Meter hoch. 13 Säulen auf den Langseiten und 6 auf den Querseiten umgaben die 100 Fuß lange Cella, die durch zwei Reihen dorischer Säulen in 3 Schiffe geteilt war. In der hinteren Abteilung des Mittelschiffes stand das 40 Fuß hohe Goldelfenbeinbild des Zeus von Phidias, die Bewunderung und der Stolz des ganzen Altertums. Der Fußboden der Cella war mit köstlichem buntem ägyptischen Marmor belegt. Die Ausgrabungen haben der Welt ein Bild von den großartigen Darstellungen der beiden Giebel des Tempels gegeben.

Im Ostgiebel waren die Vorbereitungen zum Wettkampf des Pelops mit Oenomaos dargestellt. In der Mitte steht Zeus, rechts von ihm Oenomaos und Sterope, die Eltern der vielumfreiten Hippodameia, links sie selbst und ihr Freier Pelops. Den Wettkampf deuten an die beiden Viergespanne rechts und links, dann auf beiden Seiten nach den Ecken zu rechts ein sitzender Mann und ein sitzender Knabe, in der Ecke der jugendliche Flußgott Kladeos, links ein Greis, ein kniendes Mädchen und in der Ecke der Flußgott Alpheios.

Im Westgiebel war der Kampf der Lapithen und Kentauren bei der Hochzeit des Peirithoos dargestellt. In der Mitte steht Apollon unbewegt im Kampfgewühl, die Rechte gebieterisch ausgestreckt; links von ihm ein Kentaur, der eine Frau raubt, die von Peirithoos mit zum Schläge ausgeholter Axt verteidigt wird, rechts ein Kentaur, der eine Frau gefaßt hat, die von Theseus verteidigt wird. Sodann folgt nach den Ecken zu links ein kniender Lapithe, der einen Knaben würgt, rechts ein Kentaur, der einen Knaben raubt, dann links eine ins Knie gesunkene geraubte Frau, die ein Kentaur am Haar gepackt hat, während er selbst von einem knienden Lapithen angegriffen wird, rechts eine Frau, die sich von einem Kentaur los zu machen sucht, dem ein kniender Lapithe den Todesstreich versetzt. Endlich in der Ecke links und rechts je eine sich aufstützende Alte, die dem Kampf zuschaut und in den Ecken je eine ruhig liegende, jugendliche, weibliche Gestalt, vielleicht Ortsgottheiten.

An beiden Schmalseiten der Cellawand waren Taten des Herakles dargestellt, so z. B. Herakles, der dem Atlas die Himmelslast abgenommen hat, damit dieser ihm die Äpfel der Hesperiden holt. Atlas reicht die gehalten schadenfroh dem Helden hin, der sie nicht nehmen kann, weil die Last ihn drückt. Eine sich erbarmende Hesperide sucht mit ihrer zarten Hand diese zu erleichtern.

Nicht weit vom Zeustempel, vor dessen Ostfront, wo Pausanias sie noch sah, stand einst auf 9 Meter hohem Postament die berühmte Nike des Joniers Paionios aus Manda auf der Chalkidika. Nach der Einnahme von Sphakterie wahrscheinlich und aus der Spartanerbaute stifteten sie die Messenier und Naupaktier. Man fand die Figur neben ihrem Piedestal, nur durch die oben erwähnte Naturkatastrophe gerettet vor anderweitiger Verarbeitung durch un-künstlerische Menschenhand. Die Siegesgöttin schwebt hernieder, ihr Mantel ist vom Sturm aufgebläht; da, wo der Mantel an der Basis haftet, durchquert ein Adler die Luft. Der Sturmwind peitscht das Gewand der Göttin gegen ihre Glieder, die dadurch in voller Klarheit sich abzeichnen. Das ganze Werk atmet stürmische Bewegung.

Der älteste Tempel nicht bloß Olympias, sondern auch wohl aller bekannten griechischen Tempel war der Heräon am Fuße des Kronoshügel, umgeben von je 6 Säulen an der Schmalseite und 16 an der Langseite. Diese Säulen und deren Kapitäle sind sämtlich ungleich, was sich nur so er-

klären läßt, daß die Säulen ursprünglich aus Holz bestanden haben und nach Bedürfnis im Laufe der Jahrhunderte durch Steinsäulen ersetzt wurden. Pausanias (2. Jahrh. n. Chr.) sah noch eine Holzsäule im Oposthodon; auch der Architrav muß aus Holz bestanden haben. In den Zwischenräumen der Säulen sah Pausanias eine Menge verschiedener Statuen aufgestellt, unter ihnen den Hermes mit dem Dionysosknaben von Praxiteles, dem Athener, dem größeren Sohne seines großen Vaters Kephisodotos. Genau an derselben Stelle wurde er bei den Ausgrabungen gefunden. Der wohlthätige Bergrutsch des Kronion hat dieses kostbarste Fundstück für die Nachwelt gerettet. Trotz der Flecken, die durch das lange Liegen in der Erde entstanden sind, ist es packend. Hermes bringt den früh verwaisten Bacchusknaben der Nymphe zur Erziehung. Raftend hat er sein Gewand über einen Baumstamm geworfen und spielt mit dem Kinde, dem er eine Traube hinhält. Gedrungene Kraft und männliche Sicherheit, gepaart mit Anmut, bedingen die Herrlichkeit dieser idealen Körperlichkeit, auf dem Antlitz ruht heiterste Lebensfreude.

Wenn man in Olympia den Hermes gesehen hat, hat man den Eindruck empfangen, der der bleibendste ist und der lebendigste, denn sonst hat man ja nur den Eindruck: sic transit gloria mundi! Die Namen der übrigen Gebäude in Trümmern zu nennen, hat keinen Zweck. Namen sagen nichts, mehr sagt eine gedachte Restauration.

Als wir das Trümmerfeld verließen, erwarteten uns Pferde, die natürlich die Ermüdeten nach Drucon hinauftragen sollten. Dort hatten wir gerade noch Zeit, eine Anhöhe zu besteigen, von wo aus man in schöner Abendbeleuchtung den ganzen Lauf des Alphados durch die fruchtbare Ebene bis ans Meer verfolgen konnte. Unermeßlich dehnt sich hier das Meer gen Afrika, eine gerade Luftlinie würde etwa Tripolis treffen.

Den Abend und die Nacht verbrachte ich angenehm und mußte dann am Donnerstag wieder früh heraus. Um 1/26 Uhr frühstückte ich, nahm Abschied und fuhr dann um 7 Uhr mit dem Wagen nach Pyrgos, wo ich um 10 Uhr ankam. Am Bahnhof wurde ich bereits erwartet, bekam den Priesterjohn und den Rechtskonsulenten der Bahn, einen echten Hellenen mit aristophanischer Fertigkeit in Bildung von unmöglichen Wörtern, mit mir als aufgedungenes Ehrengeliebt. In Katekolon angekommen, mußte ich auf ihre Kosten frühstücken. Beim Frühstück fand ein Schiffsbesitzer aus Zante Wohlgefallen an unseren Disputen und lud uns ein, mit ihm in seinem kleinen Dampfschiff nach Zante zu fahren. Es schien, als sollte es umsonst sein, schließlich war das aber ein des Odysseus würdiger Kniff, denn unterwegs ließ er uns mit einem schlauen, zufriedenen Lächeln den Fahrpreis abfordern. Nun, ein Vorteil war doch dabei, ich gewann einige Tagesstunden, denn mein eigentliches Dampfschiff „Makedonia“ kam erst 2 Stunden später. Wir kamen also nach Zante, und ich lud die Herren zu einer Spazierfahrt ein. Wir fuhren aus der Stadt hinaus auf einer von den Engländern angelegten Bergstraße, an der schöne Gärten lagen, deren Duft uns entgegenschlug. Links am Wege lag auf hohem Berg die Zitadelle, rechts ein niedrigerer Berg und eine grüne Schlucht, durch welche man auf das Meer und den Peloponnes sieht. Nach viertelstündiger Fahrt biegt man um eine Ecke und sieht sich dem entzückendsten Bilde gegenüber. Zante ist wie ein Zaubergarten. Die Insel ist wie ein grauer Mauerring von Bergen. Draußen sieht man nur den öden Stein, aber innerhalb liegt eine herr-

liche Ebene von Bergen umschlossen. Alles Olivenhaine und ungeheure Korinthenfelder. Ueber das Ganze weißleuchtende Villen zerstreut. An 60 Dörfer liegen an den Abhängen der Ringberge, wie Zuschauer in einem riesigen Amphitheater hinausschauend auf die herrliche, gesegnete Arena, wo das Traubenblut in Strömen fließt. Ein unvergeßlicher Anblick! Lachend, wie die Natur, sind auch die Menschen. Sie haben nicht das Ledern-Profaische des gewöhnlichen Panteongriechen an sich, hier ist Poesie und wohl auch leichter Sinn. Abends soupierte ich wider Willen (d. h. wider den meinen) auf Kosten meiner Reisebegleiter und revanchierte mich mit Theaterbilletts. Sante hatte damals das größte Theater Griechenlands. Wir hörten die Aida von Verdi, eine Oper mit sehr hübschen Melodien, von einer italienischen Truppe gut aufgeführt. Um Mitternacht fuhr ich an Bord, nahm endlich Abschied von meinen Begleitern und war froh, nach diesem langen Tage in meine Kabine zu kommen.

Morgens um 4 Uhr, am Freitag, fuhren wir übrigens erst von Sante fort. Es wehte heftig und regnete. Um 10 Uhr waren wir vor den Lagunen von Missolonghi, der bekanntesten Heldenstadt, die man nur von Ferne sieht. Im stillen Wasser frühstückten wir, so überstand ich auch die letzte Strecke quer über den aufgeregten Golf nach Patras ohne Seekrankheit. Den Nachmittag und Abend brachte ich in dem recht angeregten Kreis der Patrenser Deutschen zu. Um 10 Uhr abends ging ich an Bord der „Thessalia“, die um 11 Uhr die Anker lichtete. Ich fiel in einen so festen Schlaf, daß ich von der starken Bewegung, die meine Kajütengenossen nicht schlafen ließ, gar nichts merkte. Als ich am Samstag früh um 6 Uhr aufwachte, waren wir schon nahe bei Korinth. 1/27 Uhr schifften wir uns aus, fuhren in strömendem Regen über den Isthmus nach Kalomeki und mußten dort 3 1/2 Stunden auf das andere Dampfschiff warten. Ich spazierte nach Isthmia, der neu entstandenen Stadt am projektierten Kanal und sah mir die Arbeiten an, um wenigstens über einen Teil des Vormittags hinwegzukommen. An die Stätte zog mich die Erinnerung an den Mai d. J. 1882. „Morgen,“ so konnte ich am 3. Mai jenes Jahres nach Hause schreiben, „morgen wird der erste feierliche Spatenstich vom König getan werden, mit dem die Arbeiten der Durchstechung des Isthmus von Korinth beginnen. Tausende werden „auf Korinthus“ Landesenge versammelt sein, um diesem Schauspiel beizuwohnen. Montag bekam ich schon eine Einladung von General Turo, Mitarbeiter von Lesseps beim Bau des Suez-Kanals und Leiter des Unternehmens hier, mit Billett für die „Argolis“, die uns dorthin führen sollte. Gestern kam die Einladung von S. M. auf die „Hellas“, das ist bedeutend angenehmer, man wird dann doch nicht wie die Heringe verstaubt werden, sondern sich auf dem Kriegsschiffe frei bewegen können. Nach den Zeitungen wird S. M. der König mit einem goldenen Spaten die Erde in einen silbernen Karren werfen, den der Premierminister zu schieben hat; dann wird J. M. die Königin auf den Knopf einer elektrischen Leitung drücken, und in der Entfernung von einem Kilometer werden mehrere Dynamitminen explodieren. Das mag ein ganz interessantes Schauspiel werden zwischen den zwei Meeren, auch ohne Kosten, nur mit einer Beschwerde: einen Tag lang einen Zylinderhut zu tragen.“

Post festum berichtete ich sodann: „Um 8 Uhr waren wir am Bahnhof und fuhren mit den Majestäten nach dem Piräus, wo wir uns sofort auf der „Hellas“ einschifften. Die Fahrt war herrlich. Von dem heißen Tag merkte man

nichts auf der See. Um 10 Uhr nahmen wir in dem geräumigen Salon des Kriegsschiffes ein gutes Frühstück ein. Es war ein hübscher Anblick, das Geschwader von buntenbeflaggten Schiffen zu sehen, das uns nachfolgte, darunter ein großer, französischer Panzer und ein russisches Kanonenboot. Um 1/21 Uhr waren wir in Kalamaki, wo man ein Holzmolo gebaut und mit Fahnen und Laub geschmückt hatte. Dort löste sich alles in einer grenzenlosen Unordnung auf. Dem König stürzte alles nach auf einem Wege, der wie eine Viehhürde von beiden Seiten mit einem roh zusammengeschlagenen Geländer umgeben war. In einer Minute war man grau von Kopf zu Fuß und hatte den Mund voll von Kieselsteinchen. An Ort und Stelle angelangt, sah man nichts, man hörte nur in einem Haufen schweißender und sich drängender Menschen 20 schmutzige Priester durch die Nase singen. Dann sah man die königliche Familie sich niederbücken, um in die offizielle Karre mit dem offiziellen Spaten etwas hineinzuworfen. Dann sah man wieder nicht, wie der Grundstein gelegt wurde. Endlich drängte man sich an die Batterie, um die Mine in 1 Kilometer Entfernung springen zu sehen, die Batterie hatte aber keine Lust, uns dieses Vergnügen zu bereiten. Dann stürzte alles nach dem großen Bretterhaus, in welchem der hübsch dekorierte Saal sich befand, in dem 300 Personen dinierten und der Leiter, General Turo, eine kleine Rede hielt, auf die der König antwortete. Man aß und trank gut, erhob sich dann, ein kleines Cercle wurde gehalten, dann stürzte alles wie vorher nach den Booten und man fuhr an die Schiffe. Drei Polizisten ertranken. Es war der reine Herensabbath; ich habe hier schon recht viel Unordnung gesehen, aber solche doch noch nie. Die Fahrt nachher war herrlich und erquickend auf dem großen Linienschiff, wo man zum Spaziergehen und Plaudern Raum genug hatte. Wir sahen die Sonne untergehen und das wundervolle Farbenpiel auf Land und Meer in diesem schönen Erdwinkel, wo Attikas Berge und die alten ehrwürdigen Höhen von Salamis und Aegina in die Flut schauen. Das Schönste war die Einfahrt in den Piräus. Das war ein Kanonendonner! Schön sah dabei im Dunkel das helle Aufblitzen der Kanonen aus. Kaum hatten wir den Leuchtturm passiert, da erglänzte auf einmal vor uns in strahlender Schönheit die russische Panzerfregatte Kujaes Pofcharsky. Die Linien des Schiffes, die Masten und Rahen waren durch bengalische Flammen gezeichnet, die die Matrosen in ihren Händen trugen. Plötzlich ein starker Knall, wie bei der Explosion eines Schiffes in der Schlacht. Alles war pechdüster, aber nur wenige Sekunden, da glänzte das Schiff neu auf in einer anderen Farbe. Die griechischen Kriegsschiffe ließen elektrisches Licht, mit dem man die Torpedoboote sucht, spielen in langsamem Kreislauf über dem ganzen Hafen und es war geradezu feenhaft zu sehen, wie im Dunkel plötzlich hier und dort ein scharfbeleuchtetes Gebäude oder ein Schiff, oder ein in dem violetten Wasser von silbertriefenden Rudern getriebenes Schiff auftauchte. Etwas nach 9 Uhr war ich wieder daheim, furchtbar müde von dem langen und reichen Tag. Wie gesagt, diese Erinnerung frischte ich durch den Besuch von Isthmia wieder auf.

1/212 Uhr kam der Dampfer „Argolis“, ich schiffte mich ein, tat noch einen Mittagschlaf und langte 1/24 Uhr bei strömendem Regen im Piräus an. Alles war auf den Beinen, den König zu empfangen, der von seiner Reise zurückkehrte. Ich fuhr schnell mit der Bahn nach Athen, kleidete mich um und konnte wirklich im Schloß noch auf die Majestäten warten. Nach deren Empfang hieß es dann an die

Predigt gehen, die auf dem Schiff erst halb vollendet werden konnte. So kam man contre coeur zu einer Reise nach Olympia. Im Grunde war die Reise verfehlt, weil sie durch ein Mißverständnis hervorgerufen war. Dörpfeld war jedenfalls ein Dienstleister, ich kam zu unerwartetem Kunst- und Naturgenuß, Herr S. zu unerwartetem Besuch, genug, das Ganze schloß mit allgemeiner Befriedigung.“

(Fortsetzung folgt.)

Seemannslos.

Von Berta Schleich.

Ab und zu durchriß ein Lichtstrahl des Leuchtturmes die schauerlichen, schwarzen Nordseewolken. Wenn nun nicht bald der Vollmond kam, daß der Steindamm, der nach dem Festlande führte, sichtbar wurde, dann konnte es dem Boote, das scheinbar führerlos auf dem einsamen Meere trieb, schlimm ergehen. Tiefschwarz wie Sammet war die See, nur kleine weiße Schaumkämme belebten die große, dunkle Wasserfläche. Schlug jetzt der Westwind plötzlich nach Nordwest um, dann würde es sehr böse werden. Doch immer mehr glätteten sich die Wellen, wenn nur die grauenvolle Finsternis nicht gewesen wäre. Endlich trat der Mond heraus. Als wäre er eine mit flüssigem, gleißendem Silber gefüllte Schale, so floß er in der schimmernden Straße dahin. Der Schiffer in dem Boote sah erstaunt die schnelle Wandlung an, er erhob sich von der Steuerbank, auf der er gelegen hatte, raffte die Segel und lenkte sein Boot in die nach der Heimat weisende Bahn.

Geert Jensen blieb einen Augenblick am Mast stehen und sah suchend in die vom blanken Mondsilber beschienene Fläche. Kehrt nicht noch Schiffer heim? Er hatte doch vor zwei Stunden vier Schiffer aus Oland und Gröde gesehen, aber nirgendwo mehr waren Fischerboote sichtbar, die von weitem wie irrende Leuchtkäfer ausahen, wenn die roten und grünen Bootslampen brannten.

Ganz in der Ferne hörte der einsame Schiffer ein dumpfes Rauschen. Waren es wieder die wachsenden Wellen der mordgierigen Nordsee oder durchschnitt ein Wanderzug heimwehkranker Vögel hoch oben die Luft? Die stahlharten, seeblauen Friesenaugen Geert Jensens blickten suchend geradeaus. Vor zwei und einer halben Stunde war er von Oland abgesegelt, und noch immer hatte er keine Lichter von den Halligen gesehen, längst mußte er Gröde im Rücken haben, wo blieb nur sein Heimathallig?

Es war wieder ganz dunkel geworden. Zerrissene Wolken jagten in toller, wilder Hast über den Mond. Der Sylter Leuchtturm, der stets den Schiffen ein Wahrzeichen ist, wurde durch große, schwarzgraue Wolkenfetzen total verdeckt. Nun brach ein gewaltiger Sturm los und mit ihm kamen die Wellen, die immer größer, stärker und wilder wurden. Wie eine Nußschale flog das Boot auf und nieder, und pfeilschnell schoß es dann weiter. Geert Jensen ließ das Steuer nicht los. Er mußte plötzlich an die wilde, graufige Oktobernacht denken, als er mit einem Kutter von Island kam, erst in den undurchdringlichen Nebel Englands eingehüllt war, acht Nächte später unter Helgoland kreuzte und dort den sicheren Tod vor Augen sah. Er packte die Taupe, riß sie herum und wollte nochmals die Segel reffen. Vergebliche Mühe; denn wie Eisenplatten hingen sie, weil das Leinen zum Bersten voll Wind stand. Die Hände krallte er um den Mast, um so an den Segeln zu zerren. Umsonst! In fliegender Eile sauste das Boot weiter. Ein heulendes, brüllendes, weißüberschäumt

drängendes, sich überstürzendes Meer war jetzt die vor einer halben Stunde noch friedlich im Mondlicht flimmernde See. Jetzt vernahm er auf einmal ein dumpfes Toben und Donnern, als würden ungeheuer große Balken krachend aufeinander geworfen, den Mast hinauf, nun wußte er, woher das wütende Krachen kam, die Segel waren in Fetzen zerrissen. Wie eine Menge hungriger Wölfe heulten die Wogen und klatschten mit Riesenpeitschen gegen die Bootswand. Nicht die lähmende Starrheit, die weiter nichts war als die quälende Angst, das Boot würde sich jetzt tief auf die Seite legen, nein es war etwas anderes, etwas, dem er keinen Namen zu geben vermochte. Wenn es doch einträfe, er hatte dann ja doch nicht mehr nötig, die Segelfetzen mit seinen braunen, sehnigen Händen zusammenzuknoten. Eine von den wallenden, schäumenden Wogen, die in regelloser Folge heranstürmten, könnte ihn ja mit sich nehmen, und dann würde er tief am Grunde den ewigen Schlaf schlafen. Furcht davor war Geert Jensen fremd, er sagte halblaut: „Seemannslos!“ Einmal würden ihn ja doch die Wellen verschlingen, ob nun heute oder ein andermal. Nur hätte er gerne gewußt, woher die freudige Zuversicht kam; die Lage, in der er sich befand, war doch verzweifelt genug. Der Mast war allerdings noch nicht gebrochen, und so lang haben die Schiffer Hoffnung, aber immerhin paßte seine frohe Siegesmiene schlecht zu dem Orkan. Schon den ganzen Tag lag ihm das alte Schifferlied in den Ohren, an der Nordsee sang man es sehr selten, er hatte es von der Ostsee mitgebracht, als er vor einem Jahr bei seinem Onkel war. Es hört dich ja niemand, dachte er und mit voller Stimme sang er hinaus in die brüllenden Wogen:

„Wie mit grim'mgem Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor des Sturmwind's Schlägen!
Einer ist, der in der Nacht,
Einer ist, der uns bewacht:
Christ Kyrie, du wandelst auf der See.

Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
Wo dann Rettung finden?
Keine Hilf ist als beim Herrn,
Er ist unser Morgenstern.
Christ Kyrie, komm zu uns auf die See.“

Ein freudiger Schimmer trat in sein Gesicht, wie ein lehtes Abendrot den Saum des Horizontes nach einem dunklen, regenschweren Tage küßt, und noch lauter sang er:

„Einst in meiner letzten Not
Laß mich nicht versinken!
Soll ich von dem bitter'n Tod
Well' auf Welle trinken:
Reiche mir dann liebentbrannt,
herr, herr, deine Glaubenshand!
Christ Kyrie, komm zu uns auf die See.“

Wieder kam ein neuer Windstoß heran, eine Welle bäumte sich hoch wie ein wildes, wutschnaubendes Roß, aber nahe vor dem Boote fiel sie in sich zusammen, die war es also nicht, aber vielleicht kam im nächsten Augenblick eine andere, größere Welle. Schon glaubte Geert Jensen, als sich keine Wogen mehr herauf türmten, die Flut würde fallen; denn sie mußte es eigentlich schon seit einer Stunde tun. Ein Rauschen hoch oben in der Luft ließ ihn aufblicken, es waren wilde Gänse, und als eben der Mond wieder hervorlugte, sah er deutlich das spitze Dreieck der dunklen, eiligen Nachtwanderer, hörte den heiseren Schrei des Anführers,

dann war die See wieder totenstill. Eine breite, silberne Bahn flimmerte dem einsamen Schiffer entgegen, ungläubig starrte er darauf, narrte ihn so seine Phantasie? Dort auf der breiten, flimmernden Bahn kam in langem, weißem Gewande eine seltsame Gestalt auf ihn zugewandelt! Ein Ruck ging durch Geert Jensens Körper, er sprang auf, umklammerte mit beiden Händen den Mast und schaute fassungslos auf die Gestalt, die auf sein Boot zukam. Das war — nein, aber nein — es konnte ja unmöglich wahr sein — der Herr Christus wandelte heute nicht mehr auf dem Meere. Und doch er war es und mußte es sein — aus dem schmalen gütigen Gesicht blickten die leuchtenden Augen so tief und so klar, segnend erhob er die Hände, während ein leiser Windhauch die bernsteingelben Locken bewegte.

„Mein Herr!“ murmelten Geerts Lippen, als fürchte er, daß durch einen Laut die göttliche Gestalt zerrinnen könnte. Unverwandt, den Atem anhaltend, sah der Schiffer auf die Vision, ein Leuchten trat in seine Blauaugen, die niemand jezt stahlharte Friesenaugen nennen würde.

„Solge mir, Geert Jensen!“

Ja, so war es gewesen. „Solge mir, Geert Jensen!“ sagte eben eine milde, weiche Stimme.

„Herr, hilf mir, daß ich dir folgen kann!“ sprach Geert mit lauter, fester Stimme — und da —, da war alles verschwunden. Obwohl er angestrengt in die Nacht hinauschaute und lauschte, nichts verriet mehr die göttliche Erscheinung. Der Mond verschwand hinter einer düsteren Wolke, wieder türmten sich haus hohe Wellen auf und kamen immer näher. Geert Jensen legte sich wunschlos auf die Steuerbank zurück und faltete die Hände unter dem Kopf. Möchte sein Schifflein nun segel- und steuerlos treiben, wohin es wollte, vielleicht fand er seine Ruhestätte auf tiefem Grunde der See, sein Wunsch ging damit in Erfüllung, ganz tief, tief am Meeresgrunde wollte er den ewigen Schlaf schlafen, wo die Wogen ruhelos über ihn wegschäumten. Möglich war es aber auch, daß er oben in Jütland oder westlich von England nach einiger Zeit an Land geworfen würde. Es war ja eben Seemannslos! Wie viele waren nicht auch von Jütlands und Englands Söhnen an die deutsche Erde gespült und von mitleidigen Küsten- und Inselbewohnern als heimatlos beerdigt worden, noch gestern hatte er auf dem Shtler Seekirchhofe gestanden und die Inschrift dieser „Heimat für Heimatlose“ gelesen. Seine Stunde war da. Daß ihm eben der Herr erschienen, war der Seeruf, der an alle erging und sie sicher antraf, mochten sie im Pese! beim Tee-punsch sitzen oder wintertags Netze stricken, meistens traf er sie, die Männer wenigstens, auf hoher See, und das war der allerschönste Tod; aber ein Entrinnen hatte es vor dem Seeruf nie gegeben. An seine Eltern und Geschwister dachte er, drei Brüder hatte die See sich geholt, der älteste war von seiner Ostindienfahrt nicht wiedergekommen und die beiden anderen, die Islandsfischer waren, hatten auf der Heimfahrt, unweit von England, den Tod gefunden. Wie gut war es nur, daß er Brigitte Nommensen noch nicht gefragt hatte, sie würde nun vielleicht gar keinen Schiffer nehmen, sondern den Tjark Rigertsen, dann blieb sie auf ihrer Heimathallig. Einen Halligbauern zu heiraten, war immer sicherer, als das unsichere Los eines Seemanns zu teilen. Und Geert Jensen konnte ihr nicht einmal böse darüber sein; denn als seine Brau hatte er Brigitte auch ohne Aussprache, nie angesehen. Wieder trat ein weicher Glanz in die sonst stahlharten Friesenaugen, seine eigentliche Braut, die er über alles in der Welt liebte, war und blieb doch die See. Wer

sich einmal ihr zu eigen gegeben hatte, den ließ sie nimmermehr los.

Sie rief ihn jezt, sie nahm ihn hin, es mußte wohl so sein und auch gut so sein, sonst würde es eben nicht geschehen. Niemand sah Geert Jensen je wieder, auch sein Leichnam blieb auf dem Meeresgrunde geborgen.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Da es gerade Mittag war, so waren alle Leute im Dorfe zu Hause, als wir mit unserer Straßenmusik begannen. Damals habe ich beobachtet — später ist mir das gleichgültig geworden —, wie die ganze Bevölkerung, sobald das erste Stück ertönte, in Bewegung geriet. Fenster öffneten sich, Tore taten sich auf, und wer nur konnte, lief auf die Gasse. Hemdärmelig standen die Männer da, in der Stalltracht kamen die Frauen zum Vorschein. Alte Leute, denen die Brille auf die Nasenspitze herabgeglitten war, erschienen hinter den geöffneten Fenstern, kleine Kinder saßen sich an den Händen und versuchten zu tanzen. Die Dienstmagd ließ ihren Melkeimer stehen, und der Knecht hörte auf, das Pferd zu pußen. Der Polizeidiener hielt eine Weile mit dem Ausschellen inne, und der Mühlknecht, der mit dem schweren Wagen durch das Dorf fuhr und hier und da vor den Häusern Mehl ablad, hielt seine Pferde an.

Mir als dem Jüngsten fiel jezt wie auch sehr häufig in der Solgezeit die Aufgabe zu, das Geld einzusammeln. Nikolaus Schweizer, der Mann mit der großen Hakennase, hatte mir hierüber vorher Belehrung gegeben.

„Du gehst an alle Leute, die du auf der Straße siehst, heran, auch zu den Kindern, und hältst allen höflich deine Kappe hin, aber der Schirm muß nach oben weisen, damit sie Geld hineinwerfen können. Wirfst einer Kupfer hinein, so sagst du höflich: Danke schön! Läßt aber einer die Nickelmünzen springen, so sagst du laut und kräftig: Danke schön, mein Herr! Du mußt deine Augen überall herumgehen lassen, damit du keinen übersiehst, der unserer Musik zugehört hat. Auch wo die Leute die Fenster nicht aufmachen, sondern hinter den Scheiben der Musik zuhören, da gehst du heran und siehst sie an, da werden sie sich schon schämen, dir nichts zu geben. Und das merk' dir, Peter, Dubbes, wie die Mainzer sagen, wird nicht gemacht mit dem eingesammelten Gelde!“

Wir stiegen auch auf die Burg hinauf, spielten im Burghofe und erhielten von dem Besitzer ein schönes Geschenk. Aufmerksam sah ich mich an der Stätte um, wo einst, wie ich in der Schule gelernt hatte, Franz von Sickingen gelebt hatte. In das Nahetal und Alsenzthal sah ich hernieder, sah im Süden die Berge der Nordpfalz aufragen und dachte an meine Mutter, die dort in der Heimat weilte.

Am Nachmittage gingen wir über die Nahebrücke und überschritten somit die pfälzisch-preußische Grenze, wir spielten dabei: Nun, ade, du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland, ade! Durch die Straßen der Stadt Kreuznach, die wir rasch erreicht hatten, ließen wir unsere munteren Weisen erklingen. Dabei flog viel Geld in meine Mütze, so daß der Meister schmunzelte und sagte: Unser Anfang ist nicht schlecht. In einem Wirtshause in der Beinde — so heißt dort eine Straße — blieben wir über Nacht. Die älteren Musikanten saßen rauchend am Tisch und unterhielten sich mit den Bürgern, mir aber sank bald vor Müdigkeit das Haupt auf den Tisch, und ich war froh, als ich in meine Kammer gehen konnte, wo ich das Bett mit Sebastian Wolf teilte.

Am nächsten Tage ging es dem Rheine zu, und nun folgten wir immer dem Laufe des majestätischen Stromes, bis wir die Stadt Köln erreicht hatten. Natürlich kann ich jetzt, da beinahe 40 Jahre seit dieser meiner ersten Musikantenfahrt verstrichen sind, unsere damalige Reise nicht mehr Tag für Tag verfolgen. Ich weiß lange nicht mehr alle Orte, wo wir übernachtet haben, aber einzelne bemerkenswerte Ereignisse tauchen noch in meiner Erinnerung auf, und von diesen will ich hier erzählen.

Wohl hatte ich meiner Mutter gesagt, daß ich kein Heimweh bekommen werde, wenn ich immer Leute aus meiner Heimat um mich habe, aber ich fand bald, daß das nicht zutraf. Eines Nachmittags, während die anderen Musikanten in einem Wirtshause saßen, stand ich in Bacharach am Rheine und sah die grünen Wellen des Stromes nach Norden fließen. Große Flöße zogen talwärts, wie die Rheinschiffer sagen, an mir vorüber. Es war Holz, das aus dem Schwarzwald kam und nach Holland gebracht wurde, wo es beim Schiffsbau Verwendung fand. Bergwärts zogen langsam Schlepper, die drei oder vier Kohlenschiffe nach sich zogen. Ich sah die Schiffer auf diesen Fahrzeugen herumhantieren, und sah, wie Frauen auf ihnen sich mit häuslichen Geschäften befaßten; denn die Schiffer der Schlepddampfer nehmen ihre Frauen mit und führen auf dem Wasser einen geregelten Haushalt. Meist haben sie auch einen Spitzhund bei sich, der während der Fahrt auf dem Verdeck des Schiffes auf und ab marschiert und, wenn das Schiff vor Anker liegt, jeden, der es unbefugt betreten will, anklafft. Ich sah die gegenüber liegenden Berge, die dort nicht mit Reben, sondern mit Gestrüpp bedeckt sind und dachte dabei an meine Heimat, von der ich mich nun mit jedem Tag weiter entfernte. Man sagt, daß fließendes Wasser melancholisch macht, und so war auch ich dort am grünen Rheine so traurig vor Heimweh, daß mir die Tränen über das Angesicht liefen.

Da hörte ich plötzlich hinter mir rufen: „Peter, wo steckst du denn? Schnell herbei!“ Es war der Meister, der mir aus einer engen Gasse so zurief. Gleich darauf hörte ich ein ungesüßtes, wildes Johlen. Es waren Musterungspflichtige aus der Kreisstadt angekommen, und ihnen mußten wir aufspielen. Sie wollten lauter lustige Stücke haben, und so zogen wir hinter den wilden Burschen, die über und über mit bunten Bändern und künstlichen Blumen geschmückt waren, musizierend einher. Sie schlugen mit ihren Stöcken auf das Pflaster und sangen: „Kaiser Wilhelm sitzt zu Pferde, zieht mit uns ins Feld, siegreich wollen wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer He—al—eld.“

Bald merkte ich, daß es mit der Bezahlung nicht so glänzend stand, wie mir Gottfried Keiper damals in Rockenhausen gesagt hatte. Es war keine Rede davon, daß ich wöchentlich 20 Mark bekam, der Meister gab mir in der ersten Zeit nur 6 Mark, und wenn das Geschäft schlecht ging, bekam ich noch weniger. Wir hatten nämlich am Rheine sehr viel unter der Konkurrenz einer Kapelle, angeblich sächsischer Bergknappen, zu leiden, die gleichfalls musizierend das Land durchzogen. Wenn wir in ein Dorf kamen, wo sie an demselben Tage schon gespielt hatten, so waren die Leute sehr unwillig, sobald wir mit unserer Musik anfangen. Die Bauern schimpften, daß wir ihr Gesinde und ihre Kinder von der Arbeit abzögen, und mehr als ein bissiger Hund, den wir nur mit Mühe abwehrten, wurde uns nachgeschickt. Es war keineswegs so, daß die Leute allerwärts, wo wir erschienen, uns mit Freuden willkommen heißen hätten. Diese hatten von unserer Kunst eine sehr geringe Meinung

und riefen uns nach, wir seien Faulenzer, Herumtreiber und nur gut dazu, die Mäuse mit unserer Musik zu verjagen.

Um auf die sächsischen Bergknappen zurückzukommen, so muß ich erwähnen, daß wir mehreremale mit ihnen in scharfen Konflikt gekommen sind. Eines Tages spielten wir in einem Dorfe einige Stunden unterhalb Koblenz, und als ich mit der Mühe in der Hand Geld einsammeln ging, sah ich die Sachsen aus einer Seitengasse herauskommen. Sie verhielten sich ganz ruhig und warteten, bis wir das nächste Stück gespielt hatten. Da aber brachen sie in höhnischen Beifall aus, klatschten und riefen: Da Capo! Ich lernte damals kennen, daß der Sachse, der sonst als so gemüthlich bezeichnet wird, ein bitterböses Mundwerk hat. Wie sind unsere Musikantenkollegen über uns hergefallen! Künstler ersten Ranges seien wir, fähig, im Gewandhaus zu Leipzig Konzerte zu geben, alle seien wir auf dem Konservatorium in Frankfurt am Main ausgebildet. Dann gingen sie von dem höhnischen in den groben Ton über, nannten uns Vagabunden, Herbergsbrüder, Lausejungen. Wir verhielten uns auf einen Wink des Meisters zuerst ganz still, als aber einer von den Sachsen, während wir ein Stück aus einer Oper spielten, eine Hand voll Knallerbsen unter uns warf, da wurde Tobias Wagenschmidt wild und gab dem Störenfried eine Ohrfeige. Nun ging eine allgemeine Schlägerei los. Mit den Säusten, sogar mit den Instrumenten bearbeiteten sich Pfälzer und Sachsen, auch wir Halbwüchsigen hieben fest zu, bis der Nikolaus Schweizer plötzlich rief: Achtung, Blihableiter! Der Blihableiter war der in der Ferne auftauchende Helm eines Gendarmen. Da ließen wir voneinander los; denn wir wußten, daß die preussischen Gendarmen strenger seien als die pfälzischen Polizeidiener, und eine Nacht im „Bezekämmerchen“, wie man in der Pfalz sagt, zu sitzen, dazu hatten wir keine Lust. Unser Meister wußte Rat, wie wir von den Sachsen loskamen, er schlug vor, daß wir einen ganzen Tag marschieren sollten, ohne Musik zu machen. So kamen wir unseren Gegnern weit voraus und wurden von ihnen nicht mehr behelligt. Obgleich die Sachsen bekanntlich „helle“ sind, so waren wir in diesem Falle doch noch heller. Nur in Rolandseck sahen wir sie noch einmal, sie drohten uns von weitem mit den Säusten, ließen uns aber im übrigen in Ruhe.

In ein rauhes Leben war ich als angehender Musikant gekommen. Oft gab es einen ganzen Tag keinen warmen Bissen. Morgens in aller Frühe standen wir auf, da gab es Brot, das ich annahm, und Schnaps, den ich ausschlug. Dann mußten wir mehrere Stunden marschieren, machten zwischendurch Musik, und erst gegen 9 Uhr gab es Kaffee. Es gab ganze Wochen, in denen wir in kein Bett kamen, sondern auf der Streu schliefen. Einmal kamen wir durchnäht am Abend in ein Dorf. In einer engen, dumpfen Wirtsstube, in der Fuhrleute Karten spielten, verzehrten wir Brot und Speck, dann gingen wir in den kleinen, niedrigen Tanzsaal des Wirtshauses, wo man uns eine Schütte Stroh zurecht gemacht hatte. In der Nacht setzte heftiger Frost ein, und die Fenster des Raumes, in dem wir schliefen, ließen Wind und Kälte durch Ritzen und Fugen einströmen. Als wir am anderen Morgen erwachten, waren die Kleider, die wir in der Nacht natürlich anbehalten hatten, steif gefroren. Am Küchenherde, in dem ein lustiges Feuer brannte, tauten wir sie wieder auf. Ich wundere mich, daß ich mir in dieser Zeit, da ich nachts so oft auf der Streu schlief, nicht den Rheumatismus geholt habe. —

Ein guter, treuherziger Junge war der Sebastian Wolf aus Jmsweiler, der mit mir gleichaltrig war. Seine Mutter

war Witwe, der Vater, der auch Musikant gewesen war, war in England gestorben. Jede Woche schickte Sebastian seinen ganzen Verdienst seiner Mutter, für sich verwandte er nur das allernotwendigste. Da er schon zwei Jahre bei der Kapelle war, so verdiente er auch mehr Geld als ich. An der Musik hatte er eigentlich keine Freude.

„Siehst du, Peter,“ so sagte er mir einmal, als wir wieder nachts zusammenschliefen, „wenn ich in meinem Orte am Tag nur 2 Mk. verdienen könnte, so wäre ich bei meiner Mutter geblieben. Wie froh wäre ich, wenn meine Mutter ein bißchen Ackerland hätte, daß wir davon leben könnten. Dann würde ich mit zwei Kühen hinaus auf den Acker fahren und pflügen und mähen. So muß ich durch die Welt ziehen und bin nichts als ein armer Schnurrant.“

Gottfried Keiper war das gerade Gegenteil von dem biedereren Sebastian. Ihm machte das Wanderleben großen Spaß. Durch die Welt zu schweifen, das war nach seinem Sinn. Ich fand bald, daß er, der nun 19 Jahre zählte, noch gerade so war wie einst als zwölfjähriger Junge. Das Straßenschneiden verstand er jetzt noch besser als früher. Wie oft hat er damit auf unserer Wanderung kleinen Kindern Angst gemacht, daß ich sehr über ihn erzürnt war. Aber auch erwachsene Leute ließ er nicht in Ruhe. So redete er einmal eine Frau, die uns mit ihrem Marktkorbe auf der Landstraße begegnete, an: „Frau, eins möchte ich gern wissen?“

„Was ist das, das du gern wissen möchtest, du Musikant?“ antwortete die Frau.

„Ei, ich möchte wissen, was Euer Mann nur gedacht hat, daß er Euch geheiratet hat?“

Da brach die Frau in eine Flut von Schimpfworten aus, und Gottfried ging lachend seiner Wege.

Auch die Tiere ließ er nicht in Ruhe. Keine Katze konnte er sehen, ohne mit einem Steine nach ihr zu werfen. Auf die Hunde ging er los, indem er seiner Klarinette die schrecklichsten Töne entlockte, so daß der Kater oder der Waldmann ein klägliches Geheul anstimmte. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Bei dem Kirchengesangsvereinsfeste, das Sonntag, den 14. Juni, nachmittags 2 Uhr, in der Stadtkirche zu Gießen abgehalten wird, wird Herr Pfarrer Eschenröder aus Worms die Festpredigt halten. Die Kirchengesangsvereine von Gießen und Umgebung werden bei dem Feste mitwirken.

Die in Frankfurt a. M. abgehaltene Frühjahrs-Abgeordnetenversammlung des hessischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes hat die folgenden beiden Kundgebungen beschlossen:

1. Im Namen unserer 25 000 Mitglieder beklagen wir es aufs tiefste, daß die hessische Regierung in ihrer Vorlage zu dem Ordensgesetz vom 5. Mai d. Js. den ernstesten und wohlbegründeten Bedenken, die gegen dessen Abbröckelung nicht nur von uns, sondern auch von dem Vertreter der evangelischen Landeskirche in der Ersten Kammer erhoben worden sind, keine Rechnung getragen hat, vielmehr mit ihren Zugeständnissen über ihre Erklärung vom 9. April 1913 hinausgegangen ist. Durch diese Vorlage werden wichtige Lebensinteressen des Staates, Errungenschaften protestantischen Geistes, auf kirchenpolitischem, kulturellem und volkswirtschaftlichem Gebiet verletzt, für eine weitere Verschärfung der konfessionellen Gegensätze der Boden bereitet und, falls das Reichsgesetz fällt, dem Jesuitenorden die

Türe ins Hessenland aufgetan. Indem wir vor der Öffentlichkeit dagegen Einspruch erheben, erhoffen wir von den Landständen, daß sie bei ihren Beratungen auf diesen Protest Rücksicht nehmen, dies um so mehr, als, wie schon jetzt feststeht, die römisch-katholische Kirche die ganze Vorlage nur als Abschlagszahlung entgegennimmt und nicht eher zufriedengestellt ist, bis jede Staatsaufsicht über sämtliche Orden gefallen ist.

2. Wir danken Herrn Prälat D. Dr. Flöring, daß er bei der Beratung des Zentrumsantrags auf Abänderung der hessischen Ordensgesetzgebung in der Ersten Kammer die deutsch-protestantischen Interessen mit Entschiedenheit gewahrt und die Bedenken weitester Kreise des evangelischen Volkteils zum Ausdruck gebracht hat. Gleichzeitig bedauern wir auf das schmerzlichste, daß evangelische Standesherrn, Patrone evangelischer Pfarreien, über das vom Zentrum und dem Vertreter der katholischen Kirche selbst zunächst Geforderte hinaus die Aufhebung des ganzen Gesetzes verlangt und damit ein bedeutungsvolles, aus protestantischem Geist geborenes Hoheitsrecht des Staates gegenüber der römischen Kirche preiszugeben bereit scheinen. U. D.

Worte zum Nachdenken.

Es ist ein köstlich Ding,
Das köstlichste der Erde,
Daß fest ein Menschenherz
Durch Gottes Gnade werde.
Wer zweifelt — zagt und troht
Mit ungewissem Mut,
Wer glaubt — steht wie ein Fels
In wilder Meeresflut.

R. Kögel.

Gelegenheit zur großen Tat kommt dir vielleicht erst morgen, und wer weiß, ob sie je für dich kommt! Aber heute, jetzt im Augenblick, kannst du mit hundert kleinen Dingen Gott dienen und den Menschen.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 7. Juni, Trinitatis.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.
Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Schwaab.
Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde.
Pfarrer Schwaab.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde.
Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Ausfeld.
Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.
Pfarrer Ausfeld.
Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

**Haut-
röte**

sowie alle Arten von Hautunreinigkeiten, Hautausschlägen, wie Blüthen, Mitesser, Finnen, Pickeln, Pusteln etc. verschw. durch tägl. Gebrauch d. echten
Fleckenpferd · Feerschwefel · Seife
von Bergmann & Co., Radebeul.
Stück 50 Pfg. :: Ueberall zu haben.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Rudolf Richter

Gießen, Markstraße 24-26
Hüte und Mützen
Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Hch. Blum, *Schuhlager,*
Neustadt 19

Besonders billiger
Schuh-Verkauf
15⁰/₀ bis 20⁰/₀
Reparaturen billigst

Möbel.

Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
Einrichtungen, sowie sämtlicher
Einzelmöbel.
Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
Neuen Bäume 15.

Frd. Teipel

16 Markt 16
empfehle für die Schneiderei
**Spitzenstoffe :: Besatz
Stidereien :: Spitzen
Einsätze :: Borden
Gutter :: Knöpfe etc.**
sowie alle einschlägigen Artikel
in großer Auswahl.
Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

Reichhaltigste Auswahl in
Herren- und Knaben-Bekleidung
in guten Stoffqualitäten und solider
Verarbeitung finden Sie stets bei

Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Geschw. Holberg Nachf.

empfehlen
Trauerhüte, Trauerschleier,
moderne Gürtelbänder,
Schleier und Uebergangshüte

Musikalien Musikinstrumente

Ernst Challier, Gießen
Rudolph's Nachf.
Neunweg 9 Telephon 571

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
Kunst- und Handelsgärtnerei
Blumengeschäft
Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
Blumen, Kränze und Buketts
in reicher Auswahl
zu billigsten Preisen.

FRITZ NOWACK

Große

Reste-Tage

Beginn: Montag, den 8. Juni.

Reste in Kleider-
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren

Strickwolle etc. empfiehlt bill.

K. Elle

Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

Hof-Möbel-Fabrik Th. Brück

Gießen, Ecke Schloßgasse-
:: Kanzlei-Berg-Brandplatz ::

Ältestes u. größtes Möbel-
Fabriklager Oberhessens
Begründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
Vorhänge · Teppiche · Linoleum
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
mit patentamtlich gesch. Matratzen
D. G. M. Nr. 420 684/85
Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. - bis Mk. 180. -
Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Linker, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

franz Bette

Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlsendungen bereitwilligst

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

CARL LUDWIG LEIB

KUNSTHANDLUNG · BILDER-
EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.

Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103.

Edgar Borrmann, Giessen

Neustadt 11 **Eisenhandlung** Telephon 165



empfehl:
Oefen, Herde,
kupferne und
gußeiserne
Waschkessel,
Haus- und
Küchengeräte
Solinger
Stahlwaren,
Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 23.

Bießen, 1. Sonntag nach Trinitatis, 14. Juni 1914.

3. Jahrgang.

Das A und O wahren Christenwesens.

1. Brief des Johannes 4, 16–21. Wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Darinnen ist die Liebe völlig bei uns, daß wir eine Freude haben am Tage des Gerichtes; denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebet. So jemand spricht: Ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebet.

Mit dem heutigen Sonntag sind wir in die festlose, größere Hälfte des Kirchenjahres, die Trinitatiszeit, getreten. In der kleineren von Advent bis Pfingsten standen wir gleichsam noch in direkter Fühlung mit dem Heiland, von der ersten Ankündigung seiner Erscheinung auf Erden an bis zum letzten, schon aus höheren Regionen stammenden Segensgruß an die Gemeinde nach seiner Himmelfahrt. Es war, als könnten wir jederzeit noch zu ihm selber fliehen, aus seinem Munde hören und von seinem Leben ablesen, wie wir uns verhalten müssen, wenn wir seine Freunde werden und sein wollen. Nun, nachdem uns im Dreifaltigkeitsfest die ganze geheimnisvolle Majestät des dreieinigen Gottes vor Augen gerückt war, in der das Göttliche in Jesus wieder zu seinem Ewigkeitsstand zurückgekehrt ist, könnte uns wohl bange werden und ein Gefühl wie bedrückender Einsamkeit beschleichen, weil wir den himmlischen und uns doch so menschlich nahe gewesenen Freund und Bruder gleichsam nur noch in heilig-undurchdringlicher Zurückgezogenheit wissen. Bis dahin war er uns alles, nun sollen wir ihm alles sein. Vorher hatte er sich an uns in unerschütterlicher Treue bewährt, nun sollen wir uns an ihm bewahren, durch unser Sein und Wesen jene Treue ihm vergelten, sein Freund bleiben. Da möchte uns wohl ein Zagen der Unsicherheit und Angst befallen, ob und wie wir es auch richtig ausrichten werden, damit jenes kostbare Band innigster Seelengemeinschaft nicht mehr zerrissen werde das ganze irdische Leben lang. Und da hat die alte Kirche in der Wahl des heutigen Episteltextes wieder einmal jene schon öfters bewunderte Treffsicherheit mütterlich abgeklärten Rates erwiesen. Es kann schwerlich über der Pforte zum Eintritt in

die lange Trinitatiszeit eine kostbarere Losung angeheftet werden, als die heutige Stelle aus dem 1. Brief des Johannes. Unsere sehnsüchtige Seele sucht eigentlich immerdar einen Boden, von dem sie gewiß sein könne, auf ihm Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit zu begegnen, auf dem sie gleichsam mit ihm gemeinsam leben könnte. Johannes kennt ihn, und zwar aus innerstem persönlichem Erleben heraus: dieser Boden ist die Liebe. Und zwar die völlige Liebe, die keine Furcht mehr kennt. Und dazu eine Liebe, zu der es keines hohen, theologischen Schwunges bedarf, um überhaupt hinter ihr Wesen zu kommen, sondern jene aus der schlichtesten Praxis des Tages geborene und auf sie gestellte Liebe. Um zu wissen, ob wir in der rechten Gemeinschaft mit Gott und dem Heiland sind, gibt es vielleicht in der ganzen heiligen Schrift kein untrüglicheres und einfacheres Erkennungsmittel, als jenes wundervolle Johannismotiv: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, der kann Gott nicht lieben, den er nicht siehet!“ Hier ist der Boden der Bewährung, hier ist der Boden bleibender Gemeinschaft!

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Noch 8 Jahre mußte ich warten, ehe ich zu einer Reise in den Peloponnes kam. Ich war jedoch durch meinen Dienst so gebunden, daß ich gerade in der Zeit, wo man in klimatischer Beziehung am besten reisen kann, Athen nicht verlassen konnte. Im Sommer, bei einer Temperatur zwischen 26 und 28° R. und an einzelnen heißeren Tagen bis zu 32 und 33° zu reisen, es sei denn auf dem Meer, hat nichts Verlockendes. Erst als es sich für mich im Jahre 1891 entschied, daß ich im Herbst Griechenland verlassen und in den Dienst der hessischen Landeskirche eintreten würde, trat der Reisegedanke mit einer Art zwingender Notwendigkeit an mich heran. Im Juli sah ich meine Frau und meine Kinder von dannen ziehen. Es wäre doch gewagt gewesen, sie im Herbst ohne Uebergang dem heimatischen Klima, den Herbstnebeln am Rhein, mit denen wir in Mainz sehr schnell Bekanntschaft machen sollten, auszusetzen. Ich blieb allein zurück und bestellte mein Haus, d. h. ich verkaufte bis auf das Notwendigste alle un-

jere Habe, Stück für Stück, und harrete dem Tag entgegen, der mich einer ungewissen Zukunft und der erschnten Wiedervereinigung entgegenführen sollte. Im August bot sich ganz unerwartet eine Reisegesellschaft für den Peloponnes, da durfte ich mich nicht lange besinnen.

Am 20. August war der Ausbruch. Herr Dr. Dörpfeld hatte mir einen gestickten oder vielmehr geknüpften griechischen Quersack geliehen, dessen beide Hälften so bequem sich an die Flanken des Reittiers schmiegen. In aller Eile packte ich in denselben meine Sachen. Dann hatte ich alles Wertvolle noch zu verschließen, da das Haus ja von Wohnungsuchenden besetzt werden konnte. Um 1/27 Uhr stieg ich in den Wagen und fuhr nach dem Peloponnesbahnhof, sideródromos Piraeos—Athinon—Pelononnisu, in dessen Nähe angekommen mir auf einmal einfiel, daß ich mein eigengemachtes Wachs-tuchtäschchen mit dem Reisegeld nicht umgehängt hatte. Zum Glück hatte ich doch wenigstens 100 Drachmen in der Tasche. Meine Reisegefährten, ein Buchhändler aus Leipzig, der früher einige Jahre in Athen als Gehilfe tätig gewesen war, nebst Frau, ein Architekt Dentscher und ein Freund von mir, expedierender Sekretär der deutschen Gesandtschaft, erwarteten mich schon mit Ungeduld. Die Mitteilung meines Mißgeschicks erregte homerisches Gelächter und gab zu vielen harmlosen Witzanlässen, die ich umso leichter mit Gemütsruhe über mich ergehen lassen konnte, als die Herren so reichlich mit Geld versehen waren, daß man für mich auslegen konnte. Der Herr Sekretär wurde zum Schatzmeister und Rechnungsführer ernannt.

In bester Stimmung fuhren wir im schönen Morgenlicht um den Aigaleos herum, der die attische Ebene von der eleusinischen scheidet und über dessen Paßeinsattlung wie in alter Zeit die Fahrstraße geht, einst die heilige Straße, ierá ödós, auf der zur Zeit der eleusinischen Mysterien im Herbst jedes Jahres viele Tausende von Festteilnehmern und Eingeweihten von Athen nach Eleusis zogen, um dort durch Grauen, Dunkel und Trauer zu Licht, Lieblichkeit und Freude, vom Tode zum Leben hindurchzudringen. Die Eisenbahn folgt dieser heiligen Straße nicht, sondern schneidet sie und erreicht in langsamer Steigung das Ostende des Aigaleos, wo die Paßmulde zwischen ihm und dem Parnas sich befindet. Dann senkt sich die Bahn zur eleusinischen Ebene, die sich um die eleusinische Bucht herumlegt, über deren stille Wasser man auf das jenseits gelagerte Salamis schaut. Hier ist die noch heute fruchtbare Ebene, in der Demeter die Menschen den Getreidebau gelehrt haben soll. Parallel mit der Küste laufend durchmisst die Bahn die Uferebene, berührt den Ort Leofúia, das alte Eleusis, dessen Marmortrümmer, sowie eine griechische Kirche von dem langgestreckten Hügel grüßen. Diesen umfährt die Bahn und läuft zwischen den trohigen Hörnern (Kerata) von Eleusis, den letzten Ausläufern des Kithäron, die Attika von Megaris trennen, immer am Meer entlang, über dessen Bläue man auf die Felsenhöhen von Salamis und auf die Meerenge sieht, in der einst die Perser eine so gründliche Niederlage erlitten. Die an Öl und Wein reiche megarische Ebene wird durchschnitten, die an zwei Höhen angeschmiegte Stadt Megara berührt und dann quält sich die Bahn an den schroffen Uferfelsen entlang. Denn hier fallen die Abhänge der Geranien (der Kranichberge), die Hellas vom Isthmus scheiden, steil zum Meere ab, die schlimmste Stelle heißt noch heute die kaki skála, die böse Stiege. Eisenbahn und Straße sind in den Felsen gesprengt, die Eisenbahn überschreitet auf zwei kühnen Brücken steile

Runsen, die sich in die nur mit dürftigem Gestrüpp bewachsene Felswand eingerissen haben. Mehr als einmal blickt man aus der Bahn unmittelbar in die bewegte Tiefe. Die Sage erzählt, daß hier hinter den Felsblöcken der Räuber Skiron lauerte, der die Reisenden durch einen Fußtritt ins Meer hinabschleuderte, bis Theseus auf seinem Wege nach Athen ihm dasselbe Schicksal bereitete. Erst Hadrian hat hier mit großer Mühe eine Straße geschaffen, wo zwei Wagen sich begegnen konnten. Wie leicht war dieser Zugang von dem Peloponnes her zu schließen! Je mehr die Bahn dem Isthmus sich nähert, desto weiter wird der Blick auf den inneren Teil des saronischen Golfes, sieht man doch in die westliche Bucht von Salamis, das wegen seiner brezelartigen Form Koulouri heißt, auf Aegina mit seinem charakteristischen Miasberg, die Halbinsel Methana, die kleinen, zahlreichen, über die Wasserfläche zerstreuten Inselchen und den schönen, abschließenden Hintergrund der argolischen Berge. Auf dem Isthmus blickte man in den tiefen Graben des Kanals von einem Ende zum anderen. In Korinth mußte man umsteigen in den Zug nach Nauplia, der sich bald in Bewegung setzte, gerade auf Akrokorinth los, das wir rechts ließen, um in einem Flußtal über Hexamili berganzusteigen. Rechts und links hatte man Höhen, die mit niederem Wald bestanden waren, und die, je weiter wir fuhren, immer kahler wurden, bis wir bei Hagios Vasilios eine Ebene erreichten, in welcher das alte Nemea lag mit seinem in einsamer Waldgegend gelegenen Zeustempel, von dem nur noch drei Säulen stehen, die Gegend ist reizlos. Von da an wurden die Berge höher und imposanter, 1000 Meter hoch zur Linken, 1300 Meter zur Rechten. Mit Mühe keuchte die Lokomotive die Steigung hinan, dann aber verlegte sie sich auf ein fröhliches Tempo, denn die Bahn senkte sich, und „Mnkenae!“ rief der Schaffner. Vergebens strengten wir uns an, auf den nächsten Bergen die Ruinen zu entdecken. Dann fuhren wir durch die Ebene des wasserlosen Inachos auf Argos zu, das von einem hohen Kegel überragt ist, auf dem die alte Feste Larissa liegt und jetzt eine mittelalterliche Burg ragt. Vor uns lag das blaue Meer, aus dem sich die Bergfeste von Nauplia, Pelamidi, und der Fels erhob, auf dem und an dessen Abhängen die Stadt Nauplia gebaut ist. In Argos steigen wir wieder um; ein edler Rossjelenker drang in unsern Abteil, stellte sich uns als Kutscher vor und bot uns einen Wagen für die Fahrt nach Epidaurus an. Wir wurden schnell handelseins und er zahlte das Kapári, das Gottesgeld von 10 Drachmen. Mittlerweile war es Mittag geworden, und die Sonne brannte heiß auf die Ebene. Unter Bäumen und unter den Brücken, die über die trockenen Wasserläufe führten, lagerten Schatten suchende Schafherden. Die Ebene ist fruchtbar und in ihrem östlichen Teil meistens mit Tabak bepflanzt.

Station Tiryns! Ein niedriger Hügel trug die Reste der alten Burg, die die alten Gewaltthaber wohlweislich dem Meere nicht zu nahe rückten, um nicht, 9 Kilometer von der Meerbucht von Nauplia, den Ueberfällen der Seeräuber ausgefetzt zu sein. Jetzt lag Nauplia vor uns in seiner ganzen malerischen Schönheit, die ihm seitens der Italiener den Namen Napoli di Romania eingetragen hat. Es erinnert teils an Palermo mit seinem Monte Pellegrino und der goldenen, fruchtbaren Coucha d'oro. Gegen 1 Uhr langten wir an und fuhren ins Hotel „Mnkenae“, wo uns sehr nette Zimmer angewiesen wurden. 1/4 Stunde später saßen wir schon im anstoßenden Speisehaus bei Nemeawein und schmackhaften Speisen.

Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr trug uns ein Wagen nach Tiryns. Tiryns liegt auf einem flachen, sich höchstens 20 Meter über der Ebene erhebenden Felsen, der in Gestalt einer Schuhsohle sich ungefähr 300 Meter von Norden nach Süden erstreckt, an der breitesten Stelle kaum 100 Meter breit. Dem Rande des Felsens folgt die alte Ringmauer, ein merkwürdiges Beispiel des ältesten Mauerbaus aus jener, erst in den letzten Jahrzehnten wieder in das Licht der Geschichte gerückten, interessanten Kulturepoche des 17.—13. Jahrhunderts vor Christi, die den Griechen der klassischen Periode in dem Dämonenwerk ihrer Bauten bewundernswert erschien. Auch die Mauern von Tiryns galten als Kyklopenarbeit. Roh zugehauene, unregelmäßig geformte Steinblöcke von 2 bis 3 Meter Länge sind hier aufgehäuft zu einer Dicke von 8 Metern und einer Höhe von wahrscheinlich 20 Metern. Und dabei haben diese ungeheuren Blöcke ohne Ausnahme über eine Meile weit hergeholt werden müssen! Diese Mauern waren von inneren Gängen durchzogen, 3. T. von 5 Fuß Breite und 12 Fuß Höhe, und wurden durch je 4 Steine gebildet, von denen zwei die Seiten, zwei die Ueberdachung bildeten. In Zwischenräumen finden sich ausgehauene Fensteröffnungen. In diesen, 3. T. in einer Länge von etwa 30 Metern erhaltenen Gängen mögen Proviant und Kriegsvorräte aufbewahrt worden sein. Ein Fahrweg führt von der Ebene durch das Haupttor in einen beiderseits von starken Mauern eingeschlossenen Torweg, dann erst betrat man durch ein stattliches Propylaion den äußeren, geräumigen Hof des Palastes, aus dem ein zweites Propylaion zu dem inneren Hof des Palastes führte. Man stand vor dem Megaron (Saale) der Männer, dessen Wände mit Alabaster, in den blauer Glasfluß eingelegt war, verkleidet waren. Bescheiden war das durch einen weiteren Hof vom MännerSaale aus zugängliche Frauengemach. Interessant war in einem Seitenraum des Megarons das Badezimmer, dessen Boden aus einer einzigen großen Kalksteinplatte von etwa 5 Metern ins Geviert bestand. Mit was für lebendigen oder Maschinenkräften mußten diese Steinmassen hierher geschafft werden! Befriedigt stiegen wir den Burghügel, von welchem man die wundervollste Aussicht auf die Ebene des Inachos mit den sie umgebenden stolzen Bergen, auf die Larissa von Argos, auf Nauplia und das Meer hat, hinab und kehrten nach Nauplia zurück, um den Palamidi zu ersteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ballast.

Wir tragen alle so viel mit uns herum, was uns beschwert; wir seufzen unter der Bürde, obwohl wir wissen, daß sie nicht leichter davon wird, im Gegenteil, sie wird meist noch fühlbar schwerer dadurch, und doch tun wir nichts, uns davon zu befreien.

Ich rede hier nicht von dem, was Gottes Vaterliebe uns zu tragen auferlegt oder doch zuläßt, das will ich hier gar nicht berühren; denn das ist etwas, was ganz außerhalb unseres Machtbereiches steht. Wir selbst können uns davon nicht befreien. Das ist auch etwas, was zu unserer inneren Entwicklung, zum Auswachsen des in jeden Menschen hineingepflanzten göttlichen Wesens zum Ausreifen desselben notwendig ist. Wie sehr nötig das ist, das werden wir alle erst einmal viel später erkennen, wenn wir gelernt haben werden, die Wahrheit vom Schein zu unterscheiden, in einer Sphäre, die mit dem irdischen Empfinden nichts mehr zu tun haben wird.

Das, was wir lastend und bedrückend mit uns herumtragen, ist etwas ganz anderes; es sind Lasten, die wir uns selbst aufbürden oder uns von andern aufbürden lassen. Es sind meistens die kleinen Vorkommnisse des täglichen Lebens, die wir nicht ausschalten können, denen wir aber oft so viel Macht über uns einräumen, daß wir für andere Dinge weder Zeit noch Verständnis übrig behalten. Dies ist der Ballast des Lebens, der uns an der Erde festhält, während wir viel froher, freier und glücklicher sein könnten, wollten wir uns davon befreien. Gerade wie das Luftschiff, wenn es in immer höhere Regionen aufsteigen will, sich von seinem überflüssigen Ballast befreit, so sollten auch wir es machen, wir sollten versuchen, all die kleinen Aergerlichkeiten und Enttäuschungen im täglichen Leben nicht so schwer zu nehmen, ja, manche gar nicht auf uns einwirken zu lassen. Und was gar nicht fortzuschaffen ist, das sollten wir uns bemühen, fröhlich auf uns zu nehmen, da trägt es sich auch leichter.

Die Not lehrt uns mancherlei. So ist es mir stets unendlich eindrucksvoll zu lesen, wenn Luftschiffer über dem weiten Meer in größter Lebensgefahr sich damit zu retten suchen, daß sie alles irgendwie Entbehrliche auswerfen, um den Ballon wieder zum Steigen zu bringen. In solchen Augenblicken, wie oft mögen es auch Stunden sein, sieht wohl ein für sein Leben Ringender mit großer Klarheit, wie schwer er an dem Ballast des Lebens getragen hat. Wie geringwertig mag ihm so vieles erscheinen, was ihm bislang so wichtig, so unentbehrlich dünkte!

Wir wollen uns dies eine Mahnung sein lassen, unser Herz und unsere Sinne nicht mit so vielem zu beschweren, was keinen Ewigkeitswert hat und dereinst angesichts der Ewigkeit doch in sich selbst zusammensinken wird. Darum fort mit allem, was uns hindert, unsere Seelen dem Unvergänglichen entgegenzuführen, das unsern Blick trübt und uns nicht zu dem inneren Aufschwung gelangen läßt, den wir brauchen, um Gott näher zu kommen. Baronin R.

Eine oberhessische Landstadt in der napoleonischen Zeit. †

Von Pfarrassistent Hugo Henmann in Mainz.

Das Jahr 1806 bedeutet für Gesamtdeutschland und für unsere engere Heimat eine Zeit wichtiger Entscheidung. In zehnjährigem Siegeslauf hatte der korsische Riese das westliche Europa bezwungen und warf sich nun mit aller Macht auf die gehaßten Deutschen. Er holte aus zum vernichtenden Schlag gegen den Militärstaat Friedrichs des Großen. Zusammengebrochen war vor seiner Wucht das alte, „heilige römische Reich deutscher Nation“. Die Trümmer konnten nichts besseres tun, als an das große Weltreich sich anschließen, wollten sie nicht zwischen zwei Mühlsteinen elendiglich zermalmt werden. So entstand der Rheinbund, zu dem auch die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt gehörte. Der Lohn dafür war die Erhebung zum Großherzogtum. Der Schaden ein bedenkliches Sinken alles dessen, was vaterländisch und deutsch hieß, man lag winselnd zu den Füßen der vergötterten „grande nation“ und ihres gewaltigen Kriegskaisers.

1. Die Jahre 1806 und 1807.

Wie sah es damals in Grünberg aus? Grünberg war ein Landstädtchen, wie sie damals alle waren, eng, winkelig und recht dreckig. Auf dem Krool lag das nußbringende Erzeugnis der Landwirtschaft, auf gut deutsch Mißt genannt, so dicht aufeinander, daß das Wasser des Krooler Brunnens alljährlich bedenkliche Qualitäten besaß. Grünberg hatte

etwa 240 steuerpflichtige Bürger, die im großen und ganzen dieselben Berufsweige hatten wie ihre heutigen Urenkel. Nur die Zahl der weitbekannteren „Grimmercher“ Schuster war Legion. An der Spitze der ehrsamten Bürgerschaft stand damals der Oberbürgermeister Johannes Heß in der Neustadt und der Unterbürgermeister (Beigeordnete) Eberhard Zöckler am Markt. Diesen beiden wurde die Bürde des Amtes erleichtert durch die Ratsverwandten und Vierer. Da das damalige Stadtoberhaupt mit der Feder nicht allzu gewandt war, so war seine rechte Hand der Ratsdiener Christian Gravelius, dessen Handschrift heute noch einem Lehrer des Schönschreibens Ehre machen könnte.

Grünberg lag damals weniger abseits wie heute; es lag an einer der Heerstraßen, die die Rhein- und Mainlinie mit Mittel- und weiterhin mit Norddeutschland verbinden. So kam es, daß die großen Weltereignisse dem Städtchen ihren schmerzlichen Stachel aufdrückten. Ueber 30 Söhne der Stadt dienten schon lange unter Frankreichs Fahnen; einer namens Nikolaus Fuldat schon seit sieben Jahren, und er klagt, daß seine Gesundheit ruiniert sei. Ein anderer Bürgersohn hat sich in dem französischen Departement la Haute-Saône ansässig gemacht, schreibt nunmehr an den heimatischen Rat in französischer Sprache und ändert seinen einst gut deutschen Namen Heinrich Ihm in Henry Ihm. Die Französisierung des Hessenlandes macht erhebliche Fortschritte. Man redet zuzeiten nur von der Provinz Hessen! Wenn man von den eigentlichen Reichsfeinden redet, dann sagt man die Kaiserlichen, sogar die kaiserlichen Pferde, d. h. die Pferde französischer Krieger, die das Volk bis auf's Blut ausaugen. Es bestand die Gefahr, daß das deutsche Wesen unterging vor lauter Franzosentümelei und fränkischer Anmaßung. Aber dieses Schwinden deutschen Sinnes, das uns Rückschauenden als der größte Schaden erscheint, hat unsere Vorfahren nicht so sehr gedrückt als die gegenwärtige äußere Not, in der sie leben mußten. Darum gehe ich zu den einzelnen Ereignissen über.

Seit Herbst 1805 lagen in Grünberg ständig hessische Landdragoner, die späteren Chevaulegers. Im Januar und Februar müssen preussische Husaren verköstigt werden; wie die nach Oberhessen gekommen sind, weiß ich nicht, genug, der Unterbürgermeister Zöckler muß mit ihnen nach Alsfeld reisen. Es waren wohl Versprengte.

Im März beginnen dann die Vorbereitungen für die Entscheidung gegen Preußen. Napoleon, der große Stratege, wußte ganz genau, daß der Sieg noch einmal so leicht ist, wenn Mann und Roß satt sind. Darum legte er große Magazine an und sorgte für Futtermittel. Jeder größere Platz war mit einem solchen Rückhalt versehen. So auch Grünberg. Zunächst mußte Sourage nach Laubach geliefert werden. Der Tagelöhner Johannes Port ist beständig unterwegs nach Laubach, um französische Intendanturbeamte dorthin zu bringen. Aber Laubach lag damals so gut wie heute in einer Ecke, und darum hielt man es für vorteilhafter, die Vorräte in Grünberg aufzustapeln. Das fing dann im April an, und um der Requisition den nötigen Nachdruck zu verleihen, blieb gleich eine Anzahl Franzosen im Städtchen liegen. Im Rathaus wurde den einzelnen Bürgern ihr Anteil an der Souragelieferung zugeteilt. Abgewogen, gebunden und geladen wurden Heu und Stroh in der herrschaftlichen Scheuer, also wohl in dem Hause des Herrn Stammler, und in der Schirn. Das, was man jetzt die Schirn nennt, hatte einen markthallenartigen Vorbau, da, wo jetzt der englische Hof steht. Dort mußten die Grünberger Tagelöhner die Vorräte zum Verladen

fertig machen, während der Quartiermeister Golze, ein französischer Deutscher, säbelklirrend ab- und zuging; denn die Arbeit ließen die Franzosen gern den Deutschen zukommen. Tatsächlich lag fast die ganze Arbeit auf dem Ratsdiener Gravelius. Er beschwert sich, er habe vom 12. März bis 1. Oktober Tag und Nacht auf dem Rathaus und in der Schirn sein müssen, um Ordonnanz zu bestellen und Sourage auszuteilen. Dafür erhält er sage und schreibe 19 fl.!! Ja, so ein Ratsdiener heutigentages führt im Vergleich zu seinem Kollegen vor 100 Jahren ein wahres Herrenleben! Da alles Heu und Stroh in der Stadt nicht reichte, so wurde in der ganzen Umgegend aufgekauft, aber nicht, wie man meinen sollte, von den Franzosen, nein, von der Stadt. Damit aber ging der Jammer erst recht los; denn die Landleute meinten, ihr schlechtes Futter sei für die fremden Unterdrückter gut genug. Mit dieser Meinung hatten sie ja nicht ganz Unrecht, aber der Quartiermeister war der gegenteiligen Ansicht, und die Stadt mußte herhalten. Da versuchte man, die Naturallieferungen durch Geld abzulösen, aber das verschlang große Summen, und der Erfolg war derselbe. In dieser Bedrängnis verfiel der Bürgermeister Heß auf ein anderes Mittel; war er auch nicht sehr federgewandt, so war er doch klug. Er machte es so, wie es der Bauer in Wallensteins Lager seinem Buben rät, indem er sagt:

„Nehmen sie uns das Unse in Scheffeln,
Müssen wir's wieder bekommen in Löffeln,
Schlagen sie grob mit dem Schwerte drein,
So sind wir pfiffig und treiben's fein!“

Er steckt dem hochfahrenden Regimentsadjutanten ein „douceur“ von 27 fl. bei; und damit die anderen sich nicht beschweren, und um zugleich den Stadtrat im Rücken zu haben, läßt er beschließen, auch den Wachtmeistern pro reducenda vexa, d. h. um die Plage zu vermindern, täglich zwei Brabanter Taler und den nötigen Trunk zu geben. Und in der Tat, das half. Die Rationen waren nicht mehr knapp und nicht mehr schlecht. Als im Herbst ein neuer Bürgermeister ins Amt kam, schlug dem das Gewissen, wie man diese Posten in der Jahresrechnung rubrizieren solle. Aber der Stadtrat beruhigte ihn mit dem Hinweis, diese Posten kämen nicht in die Rechnung. Die Regierung hätte sich sicherlich auch bedankt!

Doch zurück zu dem Gang der Ereignisse! Auf die Errichtung der Magazine, die Aufstapelung gewaltiger Vorräte, folgte der Vormarsch der Feldtruppen. Der geschah zwar ziemlich rasch, aber es war eine Zeit unaufhörlicher Bedrängnis für unsere Heimat. Der Amtsdienersudheimer hatte alle Hände voll zu tun. Zunächst mußte er die Quartiere besichtigen, in denen bei den einzelnen Bürgern Soldaten unterkommen konnten. Dann hatte er die Listen aufzustellen und die Quartierbillets auszugeben, oder, wie man sich damals ausdrückte, die „Bollets“. Alle Handwerker waren in Tätigkeit, selbst die Besenbinder; denn ein Heer braucht alles. Die Hälfte der Bürgerschaft war ständig unterwegs. Da waren zahllose Kriegsfahrten zu tun nach allen Richtungen der Windrose, besonders in der Richtung der Hauptstraßen, nach Marburg über Gießen und nach Alsfeld. Nun war es mitten in der sommerlichen Erntezeit, wo beim Landmann die Arbeit drängt; aber darauf wurde keinerlei Rücksicht genommen. Der arme Bürgermeister mußte sich als Kondukteur eines Kanonentransportes von Friedberg nach Gießen betätigen. Und während die Bürger oft tagelang fort waren, ging natürlich zu Hause alles drunter und drüber. Die französischen Ordonnanzen übten sich im Vertilgen des Grünber-

ger Branntweins, alles aus dem städtischen „aerario“. Dazu kamen die ständigen, fast unerschwinglichen Kriegskosten. Zu ihrer Aufbringung war die Stadt in sechs Bezirke eingeteilt. Zunächst die Neustadt und die Höfe; sodann vier Viertel der Altstadt, die wohl abgeteilt wurden durch Raabegasse, Kronengasse, Marktgasse und Neugasse. In diesen sechs Bezirken wurde monatlich Kontribution erhoben; im Mai waren es allein 3800 fl. Wenn man nun bedenkt, daß die Stadt noch vom siebenjährigen Kriege her und aus den neunziger Jahren bedeutende Kriegsschulden hatte, so kann man die Lage unserer Väter nicht mehr für beneidenswert halten. Ich habe ausgerechnet, daß die Stadt nach der napoleonischen Zeit nicht weniger als 76 000 fl. Schulden hatte, oder etwa 130 000 Mark. Will man den heutigen Geldwert herausbekommen, so kann man ruhig mit 4 multiplizieren, wir kommen also auf eine Schuldenlast von über $\frac{1}{2}$ Million Mark. Gegen die schweren Sorgen und Nöte, die die Ratsverwandten (Mitglieder des Gemeinderates) jener Tage durchzukämpfen hatten, sind die heutigen städtischen Angelegenheiten lauter Kinderspiele. Und die Steuern, die wir heute zu zahlen haben, sind trotz der 135 Prozent!! gegenüber jenen unerhörten Lasten geradezu als Kleinigkeiten zu bezeichnen. Darum kann ein Blick in die Vergangenheit uns zufriedener machen mit den eigenen Verhältnissen, womit ich aber nicht gesagt haben will, daß unsere Verhältnisse rosig und goldig wären. Jedenfalls bedeutet das Jahr 1806 in Grünbergs Geschichte ein sehr trauriges, leidvolles Kapitel. Der Bürgermeister Heß brach unter der Last dieser Schicksalschläge zusammen und starb im August, kaum 56 Jahre alt. Vorher noch hatte er bei der Großherzoglichen Kriegskommission um Linderung der ungeheuren Kontributionen nachgesucht, aber vergebens. Sein Nachfolger wurde Kapar Kreuder, der, aus seiner wuchtigen Handschrift zu schließen, aus derberem Holze geschnitten war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Rheinabwärts zogen wir bis nach Düsseldorf, von da an ging unser Weg hinüber nach Westfalen und Hannover. Ich sah im westfälischen Industriegebiet eine Menge von Schloten rauchen und sah abends die Feuer in den Hochofen glühen. Alles war voll von Rauch und Kohlenruß. Wenn Samstags abends die Arbeiter in den großen Werken ihren Lohn bekommen hatten, so stellten wir uns an den Ausgangstoren auf, um zu spielen. Da fiel manches Zehnpennigstück in meine Mütze, und wir machten ein gutes Geschäft.

Als wir die Fabriken, Hochofen und Kohlengruben hinter uns hatten, kamen wir an vielen einzeln liegenden Gehöften vorbei. Ernste, schweigsame Menschen, die für unsere Musik nicht viel übrig hatten, wohnten dort.

Die Provinz Hannover durchzogen wir von Süden nach Norden und sahen endlich die hohen Türme der Stadt Hamburg vor uns aufragen. Wie staunte ich über das rege Leben, das ich im Hafen beobachtete, über die Masten der vielen Schiffe und über die großen Ozeandampfer, die dort lagen. Seeleute von allen Nationen gingen dort an uns vorüber, und die Schiffssignale machten einen ohrenzerreißenden Lärm.

In einer Wirtschaft unmittelbar am Hafen kehrte der Meister mit uns ein. Es war eine dunkle Stube, zu der man von der Straße mehrere Stufen hinunterging, so recht eine

Schifferkneipe; denn Seebilder hingen an der Wand, und Matrosen in blauen Jacken und in weiten Hosen saßen neben uns an den Tischen.

Als wir dort Brot und Wurst aßen, hörten wir plötzlich von der Straße her Musik. Es waren leichte, lockende Töne; sehr taktficher wurde das Stück gespielt. Eine Minute lang horchten wir auf, dann sagte Wilhelm von Velden: „Das sind Pfälzer.“

Wir sprangen auf, der Meister bezahlte, und wir eilten hinaus. Richtig, an der nächsten Straßenecke stand ein Trupp Musikanten, die, wenn man aus ihren Instrumenten, ihrer Kleidung und ihren Musikvorträgen einen Schluß zog, unverkennbar Pfälzer waren. Sie trugen dunkelblaue Röcke mit roten Aufschlägen und schwarzen Kragen und hatten an den Schultern sogenannte „Schwalbennester“, wie sie die Militärmusiker des deutschen Heeres tragen.

„Gelt, Ihr seid aus der Pfalz?“ fragte unser Meister.

„Ja, aus Jettenbach, Kaulbach, Einöllen und der Gegend dort herum“, lautete die Antwort.

Wir stellten uns als pfälzische Landsleute vor und ließen uns mit den Musikanten, die wir so unversehens getroffen hatten, in ein Gespräch ein. Wir vernahmen, daß unsere Kollegen im Begriffe seien, nach Amerika und von da nach Australien zu gehen und daß ihr Schiff in zwei Stunden abfahre.

„Na, dann wollen wir, ehe wir auf das Schiff gehen, mit euch noch ein gemütliches Stündchen zubringen“, sagte der Meister der nach der neuen Welt abgehenden Bande.

Wir gingen alle zusammen in das Gasthaus zurück, aus dem wir gekommen waren, und ging es in Rede und Gegengrede lebhaft in der pfälzischen Mundart zu. Wir erfuhren, daß unsere Musikantenkollegen weit gereiste Menschen seien. Sie waren in früheren Jahren schon in Norwegen und Schweden gewesen, einige hatten schon in Frankreich und England Musik gemacht, ja einer war unter ihnen, ein alter Knasterbart, der hatte schon Aegypten bereist. Wohl war die Ueberfahrt nach Amerika teuer, aber sie hofften, auf dem Schiffe Geld zu verdienen, indem sie den Passagieren aufspielten. Alle gingen nach Amerika mit demselben Gleichmute, als ob sie eine Reise nach Zweibrücken oder Kaiserslautern vor hätten. Damals lernte ich kennen, daß dem pfälzischen Musikanten die ganze Welt gehört.

Als die Stunde gekommen war, da unsere Kollegen zu ihrem Schiffe gehen mußten, gingen wir mit ihnen. Wir stellten uns in Reih und Glied auf. Zuerst kamen die „Amerikaner“, dann wir, musizierend zogen wir davon. Es war zum Verwundern, wie unser Spiel mit dem der Leute aus der Westpfalz zusammenstimmte. Als ob wir zehn Jahre zusammen geübt hätten, so ging es ohne Fehler und ohne, daß einer aus dem Takte gekommen wäre. Wir spielten das alte pfälzische Auswandererlied „Jetzt ist die Zeit und Stunde da, wir reisen nach Amerika“. Dann folgte „Nun ade, du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland ade!“, „Deutschland, Deutschland über alles“, „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand“, und als unsere Kollegen schon an der Außenseite des Schiffes die enge Treppe hinaufstiegen, spielten wir: „Nun zu guter Leht geben wir dir jetzt auf die Wandrung das Geleite“.

Signale, die unsere Musik übertönten, waren vom Schiffe aus zu hören, die Matrosen liefen auf dem Verdecke hin und her, einige zu spät gekommene Passagiere stiegen die Treppe noch empor, da auf einmal bewegte sich der Schiffskoloss und fuhr langsam von der Stelle weg, wo er

seither gelegen hatte. Oben auf dem Verdecke schwenkten unsere Kollegen die Mützen, wir taten unten im Hasen das gleiche. Oben riefen sie: „Sagt einen schönen Gruß allen Pfälzern, wenn ihr im Herbst nach Hause kommt!“ Wir riefen unten: „Bleibt gesund und kommt wieder gut heim!“

Ueber unseren Kreuz- und Quersfahrten war es allmählich Hochsommer geworden. Aber die Hitze drückte uns nicht; denn in Schleswig-Holstein, wo wir jetzt weilten, war es wegen der Nähe des Meeres lange nicht so heiß als bei uns zu Hause in derselben Zeit. Mitte August — es war im Jahre 1875 — waren wir bis an die dänische Grenze gekommen und gingen nun langsam wieder nach Süden, indem wir uns in der Nähe der Ostsee hielten. Ganz anders ist dort die Landschaft als in meiner Heimat. Wohl lag auch dort das geschnittene Korn auf den Feldern, aber die Aecker, Wiesen und Wälder haben einen ganz anderen Charakter. Weithin zieht sich dort das Land, völlig flach und eben dehnt es sich aus bis dahin, wo am fernem Horizont Himmel und Erde sich einander berühren. Es fehlt der Wechsel von Berg und Tal, den man in Süddeutschland gewöhnt ist; wie eine Tischplatte oder ein Kuchenbrett breitet sich das Land aus. Die Wiesen sind von Hecken umgeben, auf ihnen weiden den ganzen Tag die Kühe. Sie haben, damit sie nicht weglassen, am Halse schwere Holzklöße hängen, die ihnen bei raschen Bewegungen beständig zwischen die Vorderbeine schlagen. Obstbäume sind dort kaum zu sehen, aber die Buchenwälder sind herrlich. Mächtige Stämme wachsen hier aus der Erde heraus, und weithin werfen die Bäume ihren Schatten. Aber es ist feucht und kalt im Walde, es fehlt ihm dort der frische, würzige Duft, den unsere heimatischen Wälder mit ihrem reichen Pflanzenwuchs und ihren vielen Blumen aushauchen. Was mich am meisten in Erstaunen gesetzt hat, das war die Anlage der Dörfer in Nordschleswig. Bei uns in der Pfalz schließt sich eine Hofreite an die andere, auf diese Art hat man ein Dorf, auch wenn es 700 Einwohner zählt, rasch durchwandert, in Nordschleswig gibt es keine zusammenhängenden Dörfer, sondern die Gehöfte, die einen Gemeindebezirk bilden, liegen weit auseinander. Wir haben gerade auch in der Pfalz eine Menge von einzeln liegenden Höfen — bei Ruppertsecken liegen der Suchshof, der Merzauerhof, die Rußmühle, das Bastenhaus, der Gerbacherhof —, aber sie bilden doch die Ausnahme. Dort im Norden sind sie die Regel. Aecker und Wiesen liegen unmittelbar bei dem Wohnhause, die Menschen wachsen dort in der Einsamkeit auf. Weit ist zumeist der Weg, den sie zurückzulegen haben, wenn sie in ihr Gotteshaus gehen, und die Kinder, die zur Schule gehen, können unterwegs beim Spiel nicht so lang verweilen, wie wir das getan haben, als wir in Ruppertsecken mit Schiefertafel und Griffelbüchse zur Schule wanderten.

Weil dort die Gehöfte so weit auseinander liegen und keine eigentlichen Dörfer bilden, so kamen wir auch wenig dazu, unsere Kunst auszuüben. Das war natürlich für unseren Erwerb unvorteilhaft, aber unvorteilhaft auch für unsere Süße; denn wir mußten den ganzen Tag marschieren, um wieder in belebtere Gegenden zu kommen. In Hadersleben hatte ich mir ein Paar neue Schuhe gekauft, da die Sohlen der alten, die ich aus der Heimat mitgebracht hatte, „durch“ waren und ich, wie die anderen Musikanten sagten, beinahe „auf dem deutschen Boden ging“. Aber die neuen Schuhe waren zu eng und drückten mich entsetzlich. Einen Tag lang war ich mitmarschiert, indem ich meinen Schmerz verbiß, aber am Abend humpelte ich in bedenklicher Weise. Am nächsten Morgen ging es in der ersten Viertelsstunde leid-

lich gut, dann aber tat mir der rechte Fuß, dessen Haut ich mir an der Ferse wundgerieben hatte, so weh, daß ich nicht mehr weiter konnte. Am Rande einer Wiese machten wir Halt, der Meister, der Verbandszeug bei sich hatte, verband kunstgerecht den Fuß, aber nun konnte ich den Schuh nicht mehr anziehen. Ratlos saß ich auf der Erde. Was sollten wir nun machen? Meine Musikantenkollegen konnten doch mir zu lieb nicht mitten auf dem Wege liegen bleiben. Es ist möglich, daß sie ganz gern sich den Tag über dort auf der Wiese zum Schlafen hingelegt hätten, wenigstens ließ sich der Jakob Straßer auf den Boden fallen und streckte sich, nachdem er einen langen Zug aus seiner Flasche getan hatte, lang auf dem Boden aus, aber der Meister bestimmte anders. Ueber einige Hecken hinweg sahen wir verschiedene Gebäude aufragen, augenscheinlich lag dort ein Hof. Es sollte, so meinte der Meister, angefragt werden, ob ich dort bis zum nächsten Tage bleiben könne, dann sollte ich nach Slensburg nachkommen.

Der Meister, der am gewandtesten von uns allen reden konnte, ging selbst nach dem Gehöfte. Nach kurzer Zeit kam er zurück und brachte zwei große Filzpantoffeln mit. Die hatten ihm die Leute auf dem Hofe gegeben und zugleich gesagt, daß ich bei ihnen bleiben könne. Es wurde mir das Haus bezeichnet, wo ich die anderen am nächsten Tage ins Slensburg treffen sollte, auch gab mir der Meister Geld, damit ich von der nächsten Eisenbahnstation aus fahren konnte. Ich zog die Pantoffeln an und konnte — wenn auch arg hinkend — in ihnen nach dem Gehöfte gehen.

Eine Frau von ungefähr 30 Jahren hieß mich an der Haustür mit wenigen Worten willkommen und lud mich ein, in das Wohnzimmer zu kommen. Dort saß eine alte Frau, die mit dem Ausbessern von Kleidungsstücken beschäftigt war.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Bei der Konferenz der evangelischen Geistlichen der Provinz Oberhessen, die am 24. Juni zu Gießen stattfindet, wird Herr Pfarrer Schulte in Großen-Linden über das Thema „Der Pfarrer und der Friedhof in Oberhessen“ sprechen. Da dieser Gegenstand allgemeines Interesse beansprucht, so seien die Leitsätze hier wiedergegeben. Sie lauten:

1. Bis in das 18. Jahrhundert hinein wurden in Oberhessen alle in Frieden mit der Kirche Gestorbenen, auch die Toten der kirchlosen Filialdörfer auf dem Platze bei der Kirche beigesetzt. Wenn trotzdem Orte einen von der Kirche abgelegenen Begräbnisplatz hatten, war auf ihm wenigstens eine Kapelle errichtet.

2. Etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts an wurden Friedhöfe außerhalb des Ortes und fern von der Kirche ohne ein kirchliches Gebäude errichtet, teils, weil die Kirchhöfe für die wachsende Seelenzahl nicht ausreichten, teils, weil die kirchlosen Filialdörfer den weiten Weg zur Mutterkirche scheuten, teils, weil bestimmte hygienische Gründe es zu fordern schienen.

3. So wurden die Begräbnisplätze an den meisten Orten Oberhessens Eigentum der politischen Gemeinde. Damit löste sich die Verbindung der Toten mit der Kirche.

4. Da die politischen Gemeinden nicht gezwungen wurden, den Gottesacker der Würde und Heiligkeit des Ortes gemäß einzurichten, auch in den meisten Fällen es nicht verstanden, so kamen jene vielen oberhessischen Landfriedhöfe zustande, die nichts anderes sind, als durch einen Langweg

und oft noch durch einen Kreuzweg aufgeteilte, durch eine Umfriedigung miteinander verbundene Rechtecke, die jeglicher Schönheit bar sind und in nichts zu den Menschen von dem Frieden sprechen, den wir um unsre Gräber wünschen.

5. Die Notwendigkeit, hier neue Wege einzuschlagen, werden von Regierung und Kirche, wie von vielen Gemeindegliedern empfunden.

6. Bei den Reformbestrebungen ist an die alte Zeit wieder anzuknüpfen. Es muß verlangt werden, daß womöglich überall eine kleine einfache Kapelle oder bei armen Gemeinden wenigstens ein Kreuz an der bedeutsamsten Stelle, am besten in der Mitte, errichtet werde.

7. Alle neu anzulegenden Friedhöfe sollten von Sachverständigen (Großh. Kreisbauamt) angelegt werden, in reichem Maße Baumschmuck, Bänke und Brunnen haben. Dabei sollte auch für das einzelne Grab ein größeres Mindestmaß in Länge und Breite gefordert werden.

8. Für die Verwaltung der Friedhöfe ist zu verlangen, daß in jedem Orte ein dreigliedriger Friedhofsvorstand eingesetzt werde, der allein hier verantwortlich ist, einen Voranschlag jährlich ausstellt, die Arbeiten ausführen läßt und beaufsichtigt.

9. Die Leichenhallen sind um ihres Zweckes willen in eine Ecke, nicht an bedeutsame Stelle zu setzen, oder unauffällig mit der Kapelle zu verbinden.

10. Es sind dem Geistlichen durch Gesetz Sitz und Stimme in dem Friedhofsvorstande zu geben.

11. Es ist auf jede Weise der Geschmacklosigkeit entgegenzutreten, daß jedes Grab ein gleich hohes Kreuz oder Denkmal, wie das andre erhalte, und daß der Friedhof, wie heute vielfach, wie eine Aufbewahrungsstätte in graden Reihen geordneter Steinhauerarbeiten ausschaut, die oft nur in den Namen sich voneinander unterscheiden.

Am vorigen Mittwoch, dem 10. Juni, wurden wiederum alter Bestimmung gemäß, morgens zwischen 5 und 6 Uhr die Zinsen der Totenwart-Stiftung in der Stadtkirche ausgeteilt. Bekanntlich geht diese Stiftung auf den Kanzler Wolff Antonius von Totenwart zurück, der sie zum Andenken an seine am 10. Juni 1635 zu Gießen verstorbene Gattin errichtet hat. Während er zu Prag an Friedensverhandlungen teilnahm, war die Frau gestorben. Die Zinsen der Stiftung werden alljährlich in der Todesstunde der Frau von Totenwart verteilt. Ausführliches über diese interessante Stiftung aus alter Zeit haben wir im Jahrgang 1912 des „Sonntagsgrußes“ mitgeteilt. Dort ist auch die Stiftungsurkunde wortgetreu abgedruckt. Diesmal hatten sich in der Stadtkirche 61 Bedürftige, 2 Männer und 59 Frauen, eingefunden, von denen jeder 1 Mk. 50 Pfg. in Empfang nahm.

Worte zum Nachdenken.

Was er verheißt, dem kann man sicher trauen,
Die Tat stimmt mit den Worten überein.
Man darf darauf mit ganzem Herzen bauen,
Des Herrn Ja ist Ja, sein Nein ist Nein.

Die Welt ist fröhlich und guter Dinge, wenn sie Geld und Gut, Gewalt und Ehre hat; aber ein elend, betrübt Herz begehret nichts anderes denn Frieden und Trost, daß es wissen

möge, ob es einen gnädigen Gott hat. Und diese Freude, davon ein betrübt Herz Ruhe und Freude hat, ist sehr groß, daß aller Welt Freude dagegen nichts ist.

Dr. M. Luther.

An Jesu Hand, da geht es ohne Zagen,
Ans Tagewerk, sei groß es oder klein,
Er gibt die Kraft zum Wirken und zum Tragen,
Und das Gelingen kommt von ihm allein;
Ja, leichter wird die Last in jedem Stand
An Jesu Hand.

Wenn auch die Wellen brausen
Mit Macht auf unserm Meer,
Und wenn die Stürme sausen
Rings um mein Schifflin her,
Will ich doch nicht verzagen,
Gott wird mein Helfer sein,
Den Anker will ich schlagen
In Gottes Herz hinein.

Der alte Gott, der einst seine Augen über seinem Volk offen stehen ließ, Tag und Nacht, der schaut auch auf uns in Gnaden herab. Ihm befehl du auch ferner alle deine Wege.

C. Gerok.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 14. Juni, 1. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Schwaabe.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markusgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Matthäusgemeinde.
Pfarrer D. Schloffer.

Nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr: Kirchengesangfest des evang. Dekanates Gießen. Pfarrer Eschenröder aus Worms.
Zur Deckung der Kosten wird eine Kollekte erhoben.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johannesgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukasgemeinde.
Pfarrer Bechtolsheimer.

Nächstkünftigen Sonntag findet die Feier des hl. Abendmahls für die Lukas- und Johannesgemeinde statt. Anmeldung wird vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Eine Dame

welch. eine zarte, weiße Haut u.
blend. schön Teinterlang u. er-
halten will, wäscht sich nur mit
Stechenpferd-Seife
die beste Lillienmilchseife von
Bergmann & Co., Rad-beul.
Stck. 50 Pf. Ueberall erhältlich.

Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

Für einen 14 1/2 jährigen Knaben
Schlosserlehrstelle
 gesucht. Angemessene Entschädigung
 wird bezahlt.
 Adresse:
Sekretär Lenz, Spener.

Rudolf Richter
 Gießen, Marktstraße 24-26
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
 Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
 Manufaktur-
 und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Geschw. Holberg Nachf.
 empfehlen
 Trauerhüte, Trauerschleier,
 moderne Gürtelbänder,
 Schleier und Uebergangshüte

Hrdr. Teipel
 16 Markt 16
 Vorteilhafte Bezugsquelle
 für
**Strumpfwaren und
 Unterzeuge, Wäsche
 Kinder-Ausstattungen**
 en gros Korsetts en detail
 Filiale: Frankfurter Straße.

Reichhaltigste Auswahl in
 Herren- und Knaben-Bekleidung
 in guten Stoffqualitäten und solider
 Verarbeitung finden Sie stets bei
 Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

Franz Bette
 Mäusburg 10
 Fernsprech-Nr. 666
Spezial-Geschäft
 in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlsendungen bereitwillig

Möbel.
 Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
 Einrichtungen, sowie sämtlicher
 Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei - Begr. 1832.
C. Zimmermann
 Neuen Bäume 15.

C. Leisler Ww.
 Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
 Lieferung ganzer Ausstattungen
 :: sowie Einzel-Möbel ::
 Eigene Polster-Werkstätte

Busch's Musikhaus
 Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
 :: und Musikalien ::

Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15 0/0 bis 20 0/0
 Reparaturen billigst

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handlungsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
 Blumen, Kränze und Buketts
 in reicher Auswahl
 zu billigsten Preisen.

FRITZ NOWACK
 Große
Reste-Tage

Phoenix-Nähmaschine.
 Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preisliste Mk. 60. - bis Mk. 180. -
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Heinrich Noll
 Mäusburg Nr. 7 Telephone Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
 Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
 Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

C. Stöver, Gießen
 Seltersweg 16
 Uhren, Gold- u. Silberwaren
 Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt
 prompt und billig

Die wunderbaren, preisgekrönten
 nicht einlaufenden „Blitz-“
Strick-Garne
 Wolle von M 1.60 p Pfd. an,
 Deckenwolle, Seidenwolle,
 „Blitz“ Strümpfe, Trikot-
 Wäsche versendet an Private
 sehr billig
 Muster umsonst franko,
Garnfabrik Georg Koch,
 Hoflieferant in Esfurt B. 295.

Reste in Kleider-
 stoffen sowie
 Weißwaren
 Wollwaren
 Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

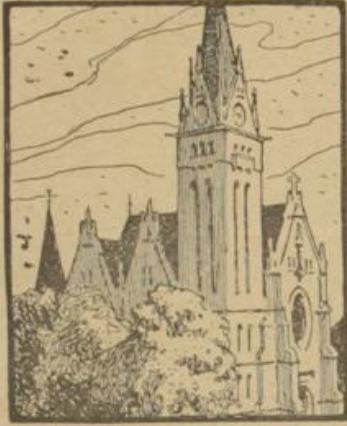
Gustav Weischet, Elberfeld
 Flügel, Pianos, Harmoniums
 Haupt-Kontor: Hofkamp 7
 Fernsprecher-Nummer 1847
**Kunst-
 Harmonium-
 Fabrik**
 Lagerbestand:
 250 bis 300 In-
 strumente.
 Barzahl hoher
 Rabatt, Teil-
 zahlung gern
 gestattet. Miete
 wird bei Kauf
 angerechnet.
 Spezialität: Harmoniums mit
 eingebautem Spielapparat, von
 jedermann sofort ohne Noten-
 kenntnis zu spielen.
 Filialen in **Dahlerau, Essen-Ruhr,
 Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin**
 Pracht-Katalog frei. Tüchtige
 Vertreter überall gesucht.

Edgar Borrmann, Giessen
 Neustadt 11 Eisenhandlung Telephone 165
 empfiehlt:
 Oefen, Herde,
 kupferne und
 gußeiserne
 Waschkessel,
 Haus- und
 Küchengeräte
 Solinger
 Stahlwaren,
 Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
 Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



**Kleider-Stoffe
 Blumen-Stoffe
 Ausfeuer-Artikel
 Reste**
 außergewöhnlich billig
 Etagegeschloß, geringe Unkosten
 Gemeinlichlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 24.

Bießen, 2. Sonntag nach Trinitatis, 21. Juni 1914.

3. Jahrgang.

Der Sommer.

Psaln 104, 1, 2 und 5. Lobe, den Herrn, meine Seele, Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du an hast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. Der du das Erdreich gründest auf seinen Boden, daß es bleibet immer und ewiglich.

Am Fuße des Berges und mit einigen Gassen, die sich terrassenförmig übereinander aufbauen, schon an die Bergwand angelehnt, liegt das Dorf, umgeben von breitwipfligen Linden- und Kastanienbäumen. Es ist ganz in sommerliche Wärme eingetaucht. Viel Leben herrscht nicht in ihm. Hier wird grüner, duftender Klee von dem Wagen abgeladen, dort gehen die Gänse einzeln hinter einander her und schnattern, auf einer Haustreppe sitzen einige Kinder und halten ihr Vesperbrot in den Händen. Das Vieh brüllt in den Ställen, der Hofhund kläfft, sonst ist kein Laut zu hören; denn alle Leute sind auf dem Felde. Im Sonnenschein von der Wiese her blinkt die Sense des Mähers, durch einen Acker geht — jetzt zu ungewohnter Zeit — der Pflug, den der Vater lenkt, während der anscheinend eben konfirmierte Sohn die Pferde am Halfter führt.

Wir steigen den Berg hinauf, der vorhin, als wir noch in der Eisenbahn saßen, in blauer Ferne mit seinem mächtigen Rücken vor uns gelegen hat. Steil geht es in die Höhe, in Schlangenlinien geht der Weg aufwärts. Ahorn, Buche, Eiche, Lärche und, wie alle die lieben deutschen Waldbäume heißen, beschatten unseren Weg. Aus der hohen Luft schreit der Häher und krächzt der Rabe; die Zweige knacken, wenn das Eichhörnchen von Stamm zu Stamm springt. In den Berg sind tiefe Schluchten eingeschnitten, durch eine dieser Schluchten rauscht der Waldbach hernieder in das Tal. Frischer, würziger Duft wird von den Sträuchern und Blumen, die dort in großer Menge blühen, herzugetragen. An einer Stelle senkt sich Steingeröll den Berg herab, mächtige Felsen ragen auf und versprechen eine entzückende Fernsicht.

Nun sind wir oben. Ein gewaltiges Panorama hat sich vor uns aufgetan. Zu unseren Füßen ruht das weite, grüne Sommerland. So weit das Auge reicht, sind die Dörfer in die Ebene hingestreut. Es sind so viele, daß man sie gar nicht zählen kann. Der weiße Rauch, der sich dort fortbewegt, bezeichnet die Eisenbahnlinie. Nirgendwo ist ein Fleck Erde zu sehen, der nicht angebaut wäre. In der Sonnenwärme reift das Getreide dem Tag der Ernte entgegen. Der klare Him-

mel, das grüne Feld, der dunkle Wald, die roten Siedeldächer der Dörfer, das alles gibt zusammen ein farbenprächtiges Gemälde. Wie ist die Natur im Sommer so schön! Viel besser, als wenn man es im stillen Zimmer liest, versteht man hier das Wort des Psalmisten: „Lobe, den Herrn, meine Seele, Herr, mein Gott, du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du an hast, du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. Der du das Erdreich gründest auf seinen Boden, daß es bleibet immer und ewiglich.“ Man bekommt hier eine Ahnung von der Allmacht des Schöpfers und erkennt, daß Gott auch in der Natur sich offenbart.

Noch haben wir den Gipfel des Berges, der bis zu 687 Meter aufsteigt, nicht erreicht. Dunkler Taannenwald nimmt uns auf, glatt geschälte Stämme liegen quer über der Schneise, es ist, als ob wir in dem Kreuzgang eines Klosters wandelten. Dort, wo die Forstbehörde den Pflanzgarten angelegt hat, stand in alten Zeiten ein Kloster, die dem Apostel Jakobus geweiht war. Dieses Kloster ist längst vom Bergesgipfel verschwunden, in dem Waldhaus, das auf der höchsten Höhe steht, ist in die Mauer der aus rotem Sandstein gebildete Rahmen eingefügt, der in der Kapelle einst eine Nische bildete. Sonst ist von dem alten Bauwerk nichts mehr da. Als man den heiligen Jakobus auf dem Berge nicht mehr verehrte, hat man dort ein Hofgut angelegt. Wie einsam haben die Bewohner dieses Gutes gelebt! Aber um das Jahr 1850 hat die Regierung das Gut angekauft, die Gebäude abbrechen und Kiefern auf den Feldern anpflanzen lassen. Nur die alten Leute wissen noch aus ihrer Erinnerung etwas von diesem Hofe zu erzählen.

So vergeht alles, was hienieden besteht. Wir wissen, daß die Sommerherrlichkeit knapp ein Vierteljahr dauert. Es kommt für uns alle die Zeit, da Berg und Tal, Dorf und Feld, die glänzende Sonne und die grüne Erde nicht mehr zu unserm Herzen sprechen. Darum sind wir froh, daß wir noch eine andere Offenbarung haben als die Offenbarung in der Natur. Wir haben auch die Offenbarung Gottes in seinem Sohne Jesus Christus. Der Heiland gibt uns das ewige Leben, auf seine Gnade, die sich am Kreuze so herrlich gezeigt hat, bauen wir in den Wechselfällen dieses Erdendaseins und dann, wenn unser Lebenstag sich neigt. Schön ist der deutsche Sommer, aber „Jesus ist schöner, Jesus ist reiner, der unser traurig Herz erfreut“.

H. B.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Peterfen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Palamidi ist der Name der Festung, den die fränkischen Eroberer als Bergnamen vorgefunden haben. Palamedes ist der Erfinder der Nautik, der Leuchttürme, des Maßes, der Rechenkunst, des Würfelspiels, der Wage und der Buchstabenschrift. Sein Name bezeichnet, was die Griechen von einem fremden seefahrenden Volke, den Phöniziern, sich angeeignet haben. Palamedes hat keine verwandtschaftlichen Beziehungen mit den argivischen Heroen, sein Vater heißt Nauplias = Schiffer, sein Bruder Diar = Steuermana. Nauplia selbst auf einem halbinselhaften Felsen sieht ganz nach einer fremden Niederlassung aus, gegen deren Bewohner etwa die Feste von Tiryns als Schutzwehr von den Eingeborenen erbaut wurde. 1205 nahmen die Franken Nauplia und machten es zum Mittelpunkt eines kleinen Herzogtums. Ende des 14. Jahrhunderts kam es in den Besitz Venedigs, das Nauplia in zwei Belagerungen gegen Mahomet II. und Soliman glücklich verteidigte, bis es 1580 den Türken geräumt werden mußte. 1686 vertrieb Königsmark mit seinen deutschen Söldnern im Dienste Venedigs die Türken vom Palamidi und befestigte letzteren. 1715 nahmen ihn die Türken wieder. Im Juni 1822 nahm das griechische Heer die Unterstadt, im Dezember die Zitadelle. Nauplia wurde nun Wohnsitz des ersten Präsidenten Capo d'Istrias und am 6. Februar 1833 Fürstensitz des jungen bairischen Fürstensprosses Otto, des ersten Königs des neu erstandenen Griechenlands. Der Raum war aber für eine Residenz so beschränkt, daß diese bereits 1834 nach Athen verlegt wurde, eine, wie die Folgezeit gelehrt hat, durchaus glückliche Maßregel.

857 Stufen steigen zu dem 215 Meter hohen, nach drei Seiten schroff abgeschnittenen Palamidi empor. Ueber die Mühsal tröstete der herrliche Blick auf Nauplia, die weite argolische Meerbucht und die im lachenden Sonnenschein sich dehnende Ebene. Oben drangen wir durch Pforten und Hohlwege hinauf bis zur höchsten Spitze und gingen dann nach dem Staatsgefängnis für schwere Verbrecher, zu welchem uns Einlaß gewährt wurde. Eisentüren öffneten sich vor und schlossen sich hinter uns. Wir standen an einem Verlies, das lebhaft an einen Bärenzwinger erinnerte, dessen engen Raum die unglücklichen Verbrecher wie wilde Tiere ausmaßen. Es waren da an 50 zu lebenslänglichem Zuchthaus und zur Todesstrafe verurteilte Mörder und Räuber, deren Geschichte uns z. T. erzählt wurde. Unter tierisch rohen Physiognomien, wahren Galgengesichtern, auch wieder jugendliche Antlitz, auf denen nichts von Verbrechen geschrieben stand. Ich schämte mich, hinabzuschauen und war eigentlich recht unglücklich. Auf langen Stangen reichten uns die Gefangenen ihre kleinen Draht- und Holzarbeiten herauf, davon einiges gekauft wurde. Entstand Unruhe oder Geschrei, dämpfte sie der wachthabende Offizier sofort mit Drohung schwerer Strafen. Herr N. meinte doch, sie hätten es besser als unsere Gefangenen in den Zellengefängnissen, sie könnten doch miteinander sprechen und bei ihren einfachen Lebensgewohnheiten doch noch ein erträgliches Dasein im Lichte der Sonne, die ihren Zwinger erhellte, fristen. Ein Priester, kenntlich an seiner Tracht, war unter den Verbrechern. Welch ein Gegensatz, dieses Menschenelend und rings umher die schöne, lachende Natur! Tief verstimmt stieg ich die 85 Stufen wieder hinunter. Die Sonne war inzwischen untergegangen, und die Berge des Binnenlandes mit ihrem

rötlichen Licht luden uns ein zum Eindringen in ihre Geheimnisse. Dort drüben die Lücke mußte dem Schienenstrang Durchlaß gewähren, der uns einige Tage später nach Tripolis führen sollte. Abends aßen wir auf dem Marktplatz und schrieben Briefe.

Am Freitag, dem 21. August, standen wir um 4 Uhr auf. Ein Korb mit Frühstück und Wein wurde uns mit in den Wagen gegeben, und wir setzten uns nach Epidaurus in Bewegung. Eine Ecke des Hafens von Nauplia mit Röhricht und stillem Wasser, dahinter die Ebene, erinnerte mich lebhaft an nordische Landschaften. Wir fuhren an der Vorstadt Prónoia vorüber, vorüber an dem Denkmal für die 1833/34 in Griechenland gestorbenen bayerischen Soldaten, einem von meinem verstorbenen Freunde, Professor Siegel, in den Fels gemeißelten Löwen, und dann auf guter Landstraße den Bergen zu, in der Senkung zwischen dem Ilios-Berg im Norden und einem niedrigeren Bergzug im Süden. Die Luft war frisch, aber die Sonne brannte. Vorüber gings an dem schön gelegenen Dorf Aria, wo die Frauen an den Steintrögen wuschen, wie überall an dem Tage, es schien Waschtage zu sein. Merkwürdig kärglich bewohnt ist die Gegend, aber schön durch die wohlgeformten Berge. Einmal sahen wir auf einer Höhe über dem Eingang einer Schlucht eine alte Burg mit festen Mauern. Das einzige Dorf, das wir unterwegs berührten, war Ligurio, auf einer Höhe gelegen. Oberhalb Ligurios, auf den Höhen des Arachneion, war in der Kette der Feuer-signale, die Ilios Fall nach Mykenä meldeten, die Mittelstation zwischen dem megarischen Gebirge und der Atridenburg. Gegen 10 Uhr waren wir in Epidaurus, oder vielmehr an dem Heiligtum des alten Ortes, eingebettet in den Winkel zwischen zwei reichlich 2½ Tausend Fuß hohen Bergen. Hier war im Altertum der heilige Bezirk des Asklepios. Nichts, was Luft oder Boden verunreinigte, wurde zugelassen. Im Tempelgebiet durfte niemand geboren werden und niemand sterben. Im Schatten eines dichten Hains ergingen sich die Kurgäste und lagerten die Festgenossen. Aus allen griechischen Landen eilten die Kranken herbei. Die Geheilten bezeugten ihren Dank durch Weihgeschenke und Inschrifttafeln. Der Tempel selbst war ein großer Bau aus Kalkstein, der mit Stuck bekleidet gewesen ist. Von der Hand Polyklets rührte die schon im Altertum bewunderte Thelos her, ein kreisrunder Bau von reichlich 32 Meter Durchmesser, der im Innern mit Gemälden von Pausias geschmückt gewesen ist und die von den Geheilten gesetzten Dankinschriften enthielt. Der Rundbau aus Marmor hat in der Mitte einen geheimnisvollen Gang in Spiralförmigkeit, der zu einer Vertiefung führt, die einem Brunnenloch ähnelt. War's eine Quelle? War's eine Höhle für die heilige Schlange? Diente der Gang Mysterien? Wer kann das wissen, genug, man kommt wohl hinein, aber nicht wieder heraus, wie ich es selbst versucht habe, außer wenn man in der Mitte von oben herausgezogen wird. Außerdem sah man auf der Trümmerstätte noch eine ganze Reihe von Grundmauern alter Gebäude, die heil- und Sportzwecken gedient haben und Inschriftsteine die Menge, auf denen Krankheiten, Kuren und Heilmittel angegeben sind. Vom Hieron (Heiligtum) stiegen wir hinauf zum Theater, dem größten und besterhaltenen Griechenlands, mit herrlicher Aussicht auf die Umgegend und das Hieron unten. Es ist mindestens doppelt so groß als das Dionysustheater zu Athen und hat das Foyer, wenn man so sagen darf, das diázoia, noch ganz erhalten. Es hatte 52 Sitzreihen. Auffallend ist die einzig dastehende Form der Orchestra, nämlich ein ganzer Kreis, nur daß sie nicht mit

Platten belegt ist, sondern eine Arena, mit Sand bedeckt, eine konistra, ein Sandplatz, im eigentlichen Sinne des Wortes. Wir saßen da lange und schauten hinaus in die Landschaft, dann hielten wir unser Frühstück in einer Hütte, wobei uns eine Kiste als Tisch diente und Bettbretter als stumme Diener. Doch schmeckte es uns prächtig. Um $\frac{1}{2}$ 3 brachen wir wieder auf und fuhrten denselben Tag zurück. Es war herrlich, die langen Bergzüge zu verfolgen, die sich nun nach der argolischen Ebene hinabsenkten. Gegen 7 waren wir in Neapel, nahmen noch schnell ein Seebad, aßen auf dem Markt zu Abend und schrieben unsere Briefe. Neapel selbst bietet nichts besonderes, außer seiner schönen Lage und seiner vielen Gefängnisse, deren es auch in der Stadt selbst gibt. Nachts ruft die Wache jede Stunde und empfängt Antwort von allen Posten, was sehr merkwürdig klingt. Die Häuser sind groß und massiv und erinnern an solche in italienischen Städten. Die der Hafensbucht parallel laufenden Straßen sind eben, die Querstraßen steil und zum Teil durch Treppen ersetzt, wie in Neapel. Nach dem langen Tag schliefen wir vortrefflich.

(Sortsehung folgt.)

Eine oberhessische Landstadt in der napoleonischen Zeit.

Von Pfarrassistent Hugo Henmann in Mainz.

(Sortsehung.)

Kaum waren die französischen Heermassen ostwärts gezogen, als Bürgermeister und Rat in neue Angst und Sorge versetzt wurden. Von den Grünberger Bürgerjöhnen, die mit ins Feld mußten, desertierten eine Anzahl und flohen in die Heimat. Ich will des Interesses halber die Namen nennen, aber gleichzeitig betonen, daß damit den Familien, die heute noch diese Namen tragen, keineswegs ein Makel angeheftet werden soll. Sie hießen Martin Dörr, Johann Tobias Von-Eiff, Kaspar Baumann, Henrich Ringel und Andreas Bornträger. Sie wurden unter städtischem Kommando nach Gießen oder Darmstadt gebracht. Kein Wort wird in den alten Akten laut, was für Gefühle diese Leute bewegten. Aber wir lesen zwischen den Zeilen den herzzerreißenden Jammer dieser Jünglinge und ihrer Familien. Denn was mit Fahnenflüchtigen in Kriegszeiten geschah, ist fraglos. Aber die unglaubliche, wirtschaftliche Ausaugung und das tragische Geschick jener fünf jungen Leute waren nicht das Ärgste. Das allerschlimmste war eine weitgehende Sittenverderbnis, die die Franzosen unmittelbar verschuldeten. Ich habe in den Protokollen des kirchlichen Presbyteriums (Kirchenvorstandes) gesehen, daß in den beiden Jahren 1806 und 1807 nicht weniger als 15 Fälle sittlicher Rohheitsdelikte, von den Franzosen begangen, ans Tageslicht kamen. Gerade die Jahre nach den großen Kriegen bis etwa 1820 zeigen einen erschreckenden Tiefstand in der Sittlichkeit. Aber so scheußlich diese Dinge auch waren, wir, die wir heute von geschichtlicher Warte aus alle diese Ereignisse an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, wir sagen: Auch diese unglaublichen Bebrückungen waren nötig; denn das deutsche Volk mußte das ganze Elend der Fremdherrschaft bis zur Neige auskosten, bis es einsehen lernte, daß es zur Freiheit und zum Deutschtum berufen war. In jenen Tagen ohnmächtigen Knirschens gegen Frankreichs Willkürherrschaft ist die deutsche Volksseele erwacht. Es mußte ein gewaltiges Maß von Zorn und Haß sich angesammelt haben, bis der herrliche Völkerfrühling von 1813 kommen konnte.

Im Lauf des September kamen Botschaften aus dem Osten, die unsere Vorfahren sich auf neue Drangsale bereit-

halten ließen. Es mußten die Haftlokale in Ordnung gemacht werden zur Aufnahme von Kriegsgefangenen. Bald kamen auch die ersten Opfer des entscheidenden Ringens bei Jena und Auerstädt und ferner von Preussisch-Enlau und Friedland an. Die Verwundeten wurden soviel wie möglich in die größeren Lazarett nach Gießen und Friedberg gebracht; aber eine Art von Feldlazarett gab es auch in Grünberg; zu seiner Bedienung wohnte beim Präzeptor Männche ein französischer Regimentsarzt. Im übrigen aber mußten die Fuhrwerksbesitzer sich beständig bereithalten für Krankentransporte. In dem Regierungsschreiben hieß es ausdrücklich, es mußten Wagen mit Ernteleitern sein. Die Leute mußten mitunter bis Bruchbrücken fahren und erhielten für eine solche Fahrt 20 fl., eine immerhin annehmbare Bezahlung. Im Spätherbst kehrten auch die hessischen Truppen wieder in die Heimat zurück, deren Benehmen leider nicht viel besser war als das der Franzosen. „Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk, den Hirten schlägt er und die Herde.“

Es war unseren Vätern mitten in all dem Elend und dem Jammer der Kriegsnot nur eine wehmütige Freude, daß der Landgraf zum Großherzog erhoben wurde. Die darüber erscheinende Proklamation wurde von der Kanzel verlesen. Außerdem erfolgte für die oberen Sechstaufend eine „Promulgation“ auf dem Rathaus, wohin, wie Inspektor Reiber schreibt, alle Honoratioren im Amt Grünberg sich begaben, nämlich die geistlichen und weltlichen Beamten, der Stadtrat, die Zunftmeister und Schultheißen des Amtes. Das waren also damals die Honoratioren. Hofrat von Schmalkalder verlas das Schriftstück und danach wurde eine geraume Zeit mit allen Glocken geläutet. Das geschah im August 1806.

Mit noch gemischteren Gefühlen beging man in dem deutschen Städtchen Grünberg eine andere Jubelfeier (!). Am 16. November wurde im ganzen Land ein großes Dankes- und Siegesfest gefeiert für die Niederwerfung Preußens, des einzigen Staates, der auf deutschem Boden noch selbständig gewesen war. Ich teile den Festbericht, den uns der damalige Inspektor und erste Pfarrer, Johannes Reiber, hinterlassen hat, hier mit. Ich beneide jenen Kollegen um die Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, wirklich nicht. Man merkt sehr rasch, daß er sich äußerst vorsichtig ausdrückt; man merkt, daß sein deutsches Herz gezuckt hat, als er diese Schmach seines Vaterlandes niederschrieb. Sein Bericht lautet: „Anno 1806, den 16. November, wurde das in allen Kirchen der Großherz. Lande zu feiernde allgemeine Dankfest wegen der großen Siege Napoleons, wodurch unser Land gegen feindliche Angriffe und Einfälle sichergestellt und der Kriegsschauplatz weit weggerückt wurde, auch in unserer Kirche mit folgendem Ceremoniell gefeiert: Weil die Ankündigung des Sonntags vorher nicht geschehen konnte und ohnedem die Feierlichkeit des Tages eine ungewöhnliche Ankündigung erforderlich machte, so wurde des Samstags nachmittags um 4 Uhr mit allen Glocken, mit Ausschluß der Sturmglocke der festliche Tag angezeigt und der Turmmann blies einige Lob- und Danklieder. Sonntags morgens um 9 h. wurde wieder mit allen Glocken geläutet. Die in die Kirche gehende Versammlung wurde mit Musik des Musikantenkollegs empfangen. Unter der Predigt war die Einleitung dahin gemacht, daß vom Musikantenkolleg das Lied „Lobe den Herrn“ mit Begleitung aller Instrumente gesungen wurde. Zum Ausgang wurde das Lied „Herr Gott dich loben wir“, mit Pauken und Trompeten zuweilen einfallend und unter unablässigem Geläute aller Glocken, gesungen. Sodann nach dem Segensspruch von dem Musikantenkolleg ein passendes Stück vor-

getragen.“ Wir erfahren von der Predigt kein Wort; Reiber fühlte wohl selbst, daß die kommenden Geschlechter diesen Tag als einen Tag tiefer, brennender Schmach ansehen würden, an dem deutsche Glocken zum Preis des Franzosenkaisers klingen mußten, wo deutsche Herzen ihrem Gott danken sollten für die französischen Siege und die Zertrümmerung der letzten Stütze des deutschen Nationalgedankens. Aber dies Schauspiel, an dem die Deutschen voll Ingrimme teilnehmen mußten, wiederholte sich noch einmal. Am 5. Juli, also kurz vor dem Abschluß des Friedens von Tilsit, und am 26. Juli fanden Sieges- und Friedensfeste statt mit demselben Zeremoniell, wie im November 1806. Nun kann man verstehen, daß diesmal bei unseren Grünbergern auch echter Dank mitsprach; denn es war ja Friede im Lande, und man hatte 1½ Jahre hinter sich, die sich dem Gedächtnis der Menschen unverlierbar einprägen.

Diese Zeit, da im fernen Osten der stolze Bau Friedrichs des Einzigen zerfallen wurde, bedeutete auch für das oberhessische Städtchen eine Periode unausdenklicher Drangsal und Not. Das war Deutschlands tiefste Erniedrigung, unsere Vorfahren haben sie voll und ganz kosten müssen. Darum können wir es ihnen nachfühlen, wenn sie ihrem Gott für den Frieden dankten. Die deutsche Volksseele hatte eine Zeit der Ruhe und des inneren Ausholens nötig.

(Sortierung folgt.)

Von der Nacht des Heidentums.*)

Von R. Tollmar in Cassel.

Der Streit über die Frage der Notwendigkeit der Mission unter den Heiden ist zugunsten der Förderer der christlichen Weltanschauung entschieden und nicht im Sinne eines den irdischen Gewinn über die Pflichten gegen Gott und den Nächsten stellenden Teiles der gottlosen Welt. Ueberzeugte Christen haben die Entwicklung der Missionsfrage zu diesem Ausgange vorausgesehen; denn das Christentum kann in seinem Fortschreiten durch die gewissenlose Gesinnung solcher Kreise, welche die mit so vielen Lasten behafteten Heiden noch mit dem schrecklichen Uebel der Trunksucht belasten wollen, wohl zeitweilig auf Widerstand stoßen, auf seinem Siegeszuge durch die Völkerwelt aber nicht aufgehalten werden. Jesus Christus hat uns die Aufgabe erteilt, seine Heilsbotschaft den Heiden zu verkünden und uns dieser in Liebe zu erbarmen, d. h. sie aus geistiger und sittlicher Nacht zu befreien und ihnen Gelegenheit zu geben, der Wohlthaten christlicher Gesittung teilhaftig zu werden. Die sichtbaren Ergebnisse der segensreichen Wirksamkeit der Missionare unter den Heiden, deren Wildheit in jahrzehntelanger ernster Arbeit gebändigt wird; das vergebliche Ringen derselben, aus ihrem Elende herauszukommen, Aufstände in den Kolonien und andere Tatsachen haben überzeugend dargetan, daß das Berede, man solle die Wilden in ihrem sie befriedigenden Urzustande weiterleben lassen, ihnen anstatt ihres Götzendienstes nicht die Entfagung fordernde christliche Religion aufdrängen, nichts anderes als eine heillose Lüge, nur der verdeckte Wunsch ist, die armen Wilden über die Möglichkeit ihrer

Rettung nicht aufzuklären und an ihnen stete Abnehmer von Schnaps, willenlose Arbeiter im Dienste beutegieriger Unternehmer zu erhalten. Die tüchtigsten Kenner der wahren Erfordernisse einer einsichtsvollen Kolonisation sind heute darüber einig, daß in den Kolonien Missionsarbeit zu treiben im Interesse des Mutterlandes wie, einer gesunden Entwicklung halber, der Kolonie selbst liegt. Denn das Dasein der heidnischen Eingeborenen ist ein Leben in Nacht und Grauen, das mit den Werken christlicher Liebestätigkeit zu ändern und zu bessern uns obliegt. Dazu drängt uns die Liebe Gottes in Christo Jesu und nicht etwa die Arbeiterfrage in unseren Kolonien. Ich bitte den freundlichen Leser, mich auf einem kurzen Gang durch die Nacht des Heidentums zu begleiten.

Den Heiden aller Länder ist gemeinsam ein starkes, ihr ganzes Verhalten beeinflussendes Gefühl der Furcht vor bösen Geistern, eine sie Tag und Nacht schwer drückende Angst vor etwas ihnen feindlich Gesinntem in ihrer nahen wie weiteren Umgebung eigen. So erzählt der Missionar Tönjes aus dem Obamboland in Westafrika, daß die sklavische Furcht der Heiden sie zum Götzendienste führe, der nur bezweckt, diesem oder jenem bösen Geiste zu wehren, ihnen Schaden zuzufügen. Indem sie hölzerne oder steinerne Bilder der in ihrer Einbildung lebenden Geister, die sie in der denkbar feigsten Weise fürchten, anfertigen, suchen sie namentlich solche zu versöhnen, welche Krieg und Frieden, gute und schlechte Ernten, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod herbeiführen können. In jedem Dorfe machen schlaue Burschen aus diesem Aberglauben ein Geschäft, indem sie sich als im Besitz von Zauberkräften befindlich ausgeben und die daher bei jedem Anlaß von dem unwissenden Volke um Rat und Hilfe gebeten werden, die nur gegen gehörige Bezahlung erfolgen. So werden die Armen ihr Leben lang von Betrügern gezehret, ohne Hilfe zu finden. Erkrankt jemand, stirbt eine Person in einer Familie, geht ein Ochse, ein Pferd ein, schlägt der Blitz irgendwo zündend ein, so wird der Zauberer gerufen, der bald den Schuldigen nach Vorgaukelung eines in der Hütte, im Garten oder unter der Erde sich vollziehenden Beschwörungsschwunders ermittelt, d. h. nach Gutdünken irgendeine unschuldige Person im Dorfe herausgreift und deren Namen den Verwandten des Betroffenen oder den Geschädigten mitteilt. Diese begeben sich darauf mit einem Geschenke, das meist in einem Ochsen besteht, zum Stammeshauptling, der unumschränkte Gewalt über die in seinem Herrschaftsgebiete lebenden Menschen hat und nun die Erlaubnis zur Ergreifung des Uebelthäters gibt. Trotz seiner Beteuerungen, nicht die Zauberkräfte krank zu machen oder zu töten, zu besitzen, wird der Arme sofort totgeschlagen, niedergeschossen oder mit Speeren niedergestoßen. So fallen alljährlich Tausende als Opfer unerhörten Betruges und krassesten Aberglaubens im dunklen Heidentum.

In seiner Selbstbeschreibung berichtet der auf einer der Neuhebriden-Inseln in der Südsee, welche damals von Menschenfressern bewohnt waren, tätig gewesene Missionar Paton, daß bald nach seiner Ankunft auf der Insel Tanna in der Nähe seiner Wohnung ein furchtbares, lange anhaltendes Geschrei aus dem Dorfe schallte. Auf seine Frage nach der Ursache des Lärmes hieß es, einer der im Kampfe Verwundeten sei eben gestorben, und nun habe man seine Witwe unter Zeremonien erdrosselt, damit sie ihrem Mann in einer anderen Welt dienen könne. Keine Woche verging ohne Kampf der einander feindlichen Stämme, und stets wurden nach beendeter Streit Siegesmahl gehalten und die Toten an Ort und Stelle aufgefressen. Die Eier der Wilden nach

*) Obgleich der „Sonntagsgruß“ seither sehr viele Artikel über die Mission und aus der Missionsarbeit gebracht hat, so scheint uns der Artikel, den wir hier zum Abdruck bringen, doch sehr geeignet zu sein, über die Heidenmission im allgemeinen zu orientieren. Er beansprucht um so mehr Beachtung, als er nicht von einem Theologen oder Missionar, sondern von einem Missionsfreunde aus der evangelischen Gemeinde Cassel — der Herr Verfasser ist Postsekretär — her stammt.

Menschenfleisch war zeitweise so groß, daß, wenn Gefangene oder Tote zum Opfer für die Götter nicht mehr vorhanden waren, sie kurz vorher Verstorbene ausgruben und verzehrten. Paton hörte einst einen Häuptling sagen: „Wenn hier so viele Kinder getötet werden, weshalb schickt ihr mir nicht auch eins? Sie sind besser und zarter als junge Hühner!“ Kam große Dürre ins Land, die den Bananen- und Kokospflanzungen schadete, so war Paton mit Frau und seinem Anhang schuld daran, wie die von den Zauberern aufgehezten Insulaner erklärten. Blieb der Regen aus oder brachte ein längere Zeit während Regen Sieber und andere Krankheiten, so war er hiervon wieder die Ursache. Wochenlang über die Insel ziehende heftige Winde steigerten die Angst und in der Folge die Wut der Heiden maßlos, so daß sie Paton oft mit Tod und Gebratenwerden drohten. „Wir brauchen deinen Jehova nicht, geh fort, oder wir essen dich!“ riefen sie ihm zu. Als in jener Zeit der Pastor Gordon mit seiner Frau unter den Aerzten der Insulaner von Eromanga gefallen war, verließ auch Paton nach dem Tode seiner Frau und seines Kindes den Ort seiner Tätigkeit, weil die meisten Bewohner der Insel Tanna ihn zu töten sich erhoben hatten und er ein furchtbares Blutbad unter den bereits Bekehrten vermeiden wollte. Dank der später wieder aufgenommenen Missionstätigkeit erhebt sich heute auf der Insel eine Kirche, und die ehemaligen Menschenfresser sind die Glieder einer gläubigen Christengemeinde. Auch hier wurden alle Wesen und Dinge der Natur abgöttisch verehrt, Bäume und Haine, Steine und Felsen, Fische, Insekten, Menschen, Quellen, Flüsse, Nägel und Haare Verstorbener und dergleichen. Die armen Wilden können ohne irgendeine Art Gottheit nicht leben, den wahren Gott nicht kennend, suchen sie ihn im Sinstern tappend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Beide Frauen waren groß von Gestalt, die junge war blond, die alte grau von Haar. Beide waren schweigsam und redeten nicht viel. Wenn ich in der Pfalz so ganz unvermutet in ein Haus gekommen wäre, so hätten die Leute gewiß mit Fragen nicht nachgelassen, bis sie meinen Namen, meine Herkunft und meine Familienverhältnisse herausgebracht hätten. Der Pfälzer fragt in solchen Fällen, wie man sagt, „hinten herum“. Da sagt er wohl: „Ich kenne Sie, aber ich weiß nicht, wo ich Sie hintun soll.“ Oder er fragt: „Kommen Sie heute schon weit?“ Hat man dem Neugierigen dann Antwort gegeben, so forscht er nach, woher man komme. Beliebt ist auch die Frage: „Haben Sie Geschäfte hier im Ort?“ Jedenfalls, der echte Pfälzer und die echte Pfälzerin, sie ruhen nicht, bis sie den ganzen Steckbrief des Fremden beisammen haben.

Die beiden Frauen auf dem Hofe in der deutschen Nordmark fragten nicht viel, aber sie waren freundlich um mich besorgt. Der Verband, den mir der Meister am Rand der Wiese gemacht hatte, saß nicht fest. Da holte die alte Frau Leinenzug herbei und schnitt mit der Schere Streifen. Diese Streifen bestrich sie mit einer Salbe und umwickelte mir den Fuß. Auf einem Ledersofa mußte ich nieder sitzen, die junge Frau brachte Kaffee und Butterbrot und forderte mich auf, zuzulangen.

Als ich so bequem auf dem Sofa saß und es mir schmecken ließ, ging die Tür auf, und zwei Kinder traten ein. Es waren ein Knabe von ungefähr 9 und ein Mädchen von ungefähr 7 Jahren, beide waren groß gewachsen und, wie es in der dortigen Gegend keine Seltenheit ist, ganz flachsblond. Die Mutter sagte ihnen: „Dieser junge Mann ist ein Musiker, der wegen eines schlimmen Fußes nicht weiter gehen konnte, wir wollen ihn so lange beherbergen, bis er wieder gehen kann.“ Die Kinder gaben mir freundlich die Hand, aber auch sie sprachen nicht viel. Es schien mir überhaupt, als ob es über der ganzen Familie wie heiliger Ernst und stille Trauer läge.

Von dem Platze, an dem ich saß, sah ich durch die Spiegelscheiben hinaus auf Gärten und Felder. Der Garten war in der schönsten Ordnung, Blumen allerlei Art blühten in ihm, in der Mitte stand auf einem niedrigen Postamente eine Glaskugel. Auf den Feldern lag das geschnittene Getreide. Weit hinaus sah ich Wiesen, auf denen Rindvieh weidete. Seitwärts auf einem besonders eingezäunten Platze sprangen einige Füllen munter herum.

Auch nach dem Hofe konnte ich sehen. Dort waren zwei Leute — augenscheinlich Knechte — damit beschäftigt, eingefahrenes Getreide in die Scheuer zu bringen. Da dachte ich daran, wie ich vor kurzer Zeit selbst noch ein Knecht gewesen war, und es überkam mich so etwas wie Sehnsucht nach dem früheren Berufe.

Zum Mittagessen kamen die beiden Knechte in das Wohnzimmer, und alle setzten sich an den Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand. Die gastfreundlichen Leute luden mich ein, an ihrem Mahle teilzunehmen. Mir fiel auf, daß der Hausvater fehlte, ich sagte deshalb zu den Kindern: „Euer Vater ist gewiß verreist?“

„Wir haben keinen Vater mehr“, gab mir der Knabe zur Antwort, und ich sah, wie alle, die am Tische saßen, über meine Frage traurig geworden waren.

„Mein Mann ist vor fünf Jahren aus dem Kriege gegen Frankreich nicht mehr nach Hause gekommen“, fügte die Frau den Worten ihres Sohnes hinzu.

Ich erzählte, daß meine eigene Familie von einem gleichen Schicksale betroffen worden sei, daß mein Bruder Georg in der Schlacht bei Sedan den Tod gefunden habe. Dann richtete ich an die Frau die Frage: „In welcher Schlacht ist denn ihr Mann gefallen?“

„Er ist nicht vor dem Feinde gefallen. Ach! uns drückt so sehr der Kummer, daß wir von seinem Tode nichts wissen und daß wir nicht einmal wissen, wo er hingekommen ist. Wir haben von seiner Kompagnie nur die Nachricht erhalten, daß er auf dem Vormarsch in das Feindesland spurlos verschwunden ist, und in der Verlustliste steht er unter den Vermißten.“

Die Frau wischte sich, als sie das sagte, die Tränen, dann reichte sie nach der Wand, nahm eine Photographie, die, von einem schwarzen Rahmen umgeben, dort hing, herab und reichte sie mir mit den Worten: „Das ist das Bild meines Mannes, er hat sich in Flensburg vor dem Ausmarsche noch photographieren lassen.“

Ich sah mir die Photographie an. Sie stellte einen hochgewachsenen Mann in der Uniform eines preussischen Infanteristen dar. Der Soldat war feldmarschmäßig ausgerüstet. Das Gewehr, das er in der Hand hielt, ruhte mit dem Kolben auf der Erde, das aufgepflanzte Bajonett ragte hoch empor. Ueber der Brust trug der Mann den gerollten Mantel, am Koppel hingen die Patronentaschen.

Aufmerksam betrachtete ich das Bild, das ich in meinen Händen hielt. Mit einem Male durchzuckte es mich wie ein elektrischer Strom: das ist ja der Niels Iwer Hansen, der vor fünf Jahren auf dem Durchmarsche nach Frankreich in Ruppertsecken gestorben ist. Deutlich sah ich wieder den Mann, wie er an dem regnerischen Sommermorgen von meinem Vater, von meinem Bruder Friß, von Nachbar Keiper und dessen Sohn Gottfried aus unserer Scheuer hinauf in das Zimmer des oberen Stockes gebracht wurde, deutlich auch sah ich ihn, wie er krank im Bette lag. Mein Herz klopfte vor Aufregung, und ohne zu überlegen, sagte ich: „Das ist ja der Soldat, der in Ruppertsecken, wo ich herstamme, gestorben ist.“

Der Teller, den die junge Frau gerade mit Suppe füllen wollte, glitt aus ihrer Hand und zerbrach auf dem Stubenboden in viele Scherben, totenblaß und zitternd lehnte sich die alte Frau in ihren Sessel zurück, die Kinder weinten, und die beiden Knechte sahen betroffen vor sich hin.

Als die Familie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, mußte ich erzählen. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Suppe kalt wurde und daß niemand essen wollte. Ich erzählte, wie wir damals in Ruppertsecken die Einquartierung bekommen hatten, wie in der Nacht der Alarm kam und die Truppen in aller Eile ausrückten, wie wir den Kranken in unserer Scheuer gefunden hatten, wie ihn mein Vater und Nachbar Gerhäuser bis zu seinem seligen Ende gepflegt hatten und wie er unter allgemeiner Teilnahme der Gemeinde auf dem Friedhofe meines Heimatortes zur Ruhe bestattet worden war. Als ich erwähnte, daß er viel von seinen Kindern Jens Jürgen und Thora gesprochen hatte, da nickte die Mutter der Kinder unter Tränen. Alle im Zimmer weinten. Mir taten besonders die beiden Kinder leid, die den Vater in so zartem Alter verloren hatten.

Es war eine allgemeine Aufregung unter den sonst so stillen Menschen. Mir waren bei diesem Begebnis viele Erinnerungen an die Zeit vor fünf Jahren aufgetaucht. Ich dachte daran, daß mein Vater später oft erzählt hatte, wie es in der Heimat des verstorbenen, fremden Soldaten nach dessen Mitteilungen aussähe. Es war alles so, wie er es geschildert hatte: das einstöckige, mit Stroh gedeckte Haus, die Glaskugel im Garten, auch das Storchnest hatte ich beim Eintreten gesehen. Und in dem Hause: die alte Mutter, die junge Frau und die beiden Kinder. Auch das Meer, von dem der Sterbende noch in seinem Todeskampfe gesprochen hatte, war nicht weit, am frühen Morgen hatte ich es durch eine Lichtung des Buchenwaldes aufleuchten sehen.

Das war ein sonderbares Zusammentreffen. Wie hätte ich denken können, daß die engen, in Hadersleben gekauften Schuhe die Ursache sein sollten, daß eine trauernde Familie aus quälender Ungewißheit erlöst werden sollte.

So jung ich damals war und so wenig ich von dem Leben in der großen Welt Kenntnis hatte, so kam es mir doch sehr merkwürdig vor, daß diese Familie niemals etwas von dem Verbleib ihres noch auf deutscher Erde verstorbenen Angehörigen erfahren haben sollte. Ich sagte deshalb, daß bald nach der Schlacht bei Sedan die amtliche Nachricht von dem Tode meines Bruders Georg an uns gelangt sei, und fragte, ob das Regiment oder die Kompagnie denn niemals Auskunft über Leben oder Sterben gegeben habe.

Die alte Mutter gab mir Bescheid. Von der Kompagnie sei nach der Schlacht bei Gravelotte von dem Gehöfte Anoula Grange die Nachricht eingetroffen, daß Niels Iwer Hansen sich unter den Vermißten befinde. Daraufhin habe sich ein

Bruder des Vermißten mit der Bitte um genauere Angabe an die Kompagnie gewandt. Nach einigen Wochen war ihm der Bescheid geworden, daß leider über den Verbleib seines Bruders nichts genaueres in Erfahrung zu bringen sei. Der Hauptmann, der Feldwebel und der Korporalschaftsführer waren alle bei Gravelotte gefallen und konnten keine Auskunft mehr geben. Da waren Jammer und Trauer in das einsame Haus eingekehrt. Früher hatte in ihm ein arbeitssames, reges Leben geherrscht. Die beiden Kinder waren die Freude ihrer Eltern. Die Großmutter, die nun gesprächig geworden war, berichtete mir, wie der Vater die Kinder abends auf seinen Knien habe reiten lassen, wie er ihnen allerhand erzählt habe, so daß der kleine Jens Jürgen begeistert zugehört habe, während die erst zweijährige Thora mit kindlich naiven Fragen dazwischen geredet habe. Beim letzten Weihnachtsabend, den der Vater erlebte, war die Familie noch so froh gewesen. Der Vater hatte das kleine Töchterchen auf dem Arme gehabt und ihm die Lichter des Christbaums gezeigt, dann hatte er, als die Kleine müde zu Bett gebracht worden war, dem Knaben die Bilder seines Bilderbuches gezeigt und erklärt. Auch von dem herzerreißenden Abschied des Familienvaters erzählte die Frau. Niels Iwer Hansen hatte gar nicht geglaubt, daß er noch zum Heere einberufen werde, da er noch in dänischer Zeit und im dänischen Heere aktiv gedient hatte. Da kam abends um zehn Uhr, als er schon im Bette lag, der Gestellungsbefehl, und schon am nächsten Tage um zehn Uhr hatte er sich in Flensburg stellen müssen. Während die junge Frau unablässig weinte, hatten die beiden Ehegatten in der Nacht alles, so gut es in der Eile ging, geordnet und besprochen. Dem Knechte, der leichtsinnig und dem Trunke ergeben war, war Gewissenhaftigkeit eingeschärft worden, dann war der Mann im Morgenrauen von seinem Hofe weggegangen. Die beiden Kinder hatten noch im festen Schlafe gelegen, da hatte der Vater sich über sie gebeugt, sie geküßt und hatte wortlosen Abschied von seiner Gattin genommen.

Die alte Frau erzählte mir weiter, daß die Familie unmittelbar nach dem Feldzuge die Nachforschungen nach dem Vermißten fortgesetzt habe. Sie hatte der „Gartenlaube“ den Fall mitgeteilt, und diese hatte in ihrer langen Liste der Vermißten auch Niels Iwer Hansen erwähnt. Einige Wochen darnach hatte ein Kaufmann aus Neumünster geschrieben, er habe als Einjährig-Freiwilliger in derselben Kompagnie gestanden, habe den Vermißten gut gekannt, meine aber, daß er schon vor der Schlacht bei Gravelotte auf dem Vormarsche durch Lothringen nicht mehr bemerkt worden sei. Nach einem verregneten Bivak bei Forbach habe es eine Anzahl Kranker, die man nach Saarbrücken gebracht habe, gegeben, vermutlich sei der Mann darunter gewesen. Nun schrieb man nach Saarbrücken. Die Listen der dort in den Lazaretten gepflegten Verwundeten und Kranken wurden durchgesehen, der Name des Vermißten fand sich nicht darunter. Es blieb schließlich bei der Feststellung, daß bei dem eiligen Vormarsch nach der Mosel und den vielfachen Abkommandierungen der Leute zur Begleitung der Transportwagen der Mann verschwunden war, ohne daß der Korporalschaftsführer ihn als fehlend gemeldet hätte. Vielleicht auch hatte er sein Fehlen entdeckt, hatte das gemeldet, aber zu Nachforschungen war keine Zeit geblieben, und die Vorgesetzten des Vermißten lagen alle am Waldrand zwischen Verneville und Gravelotte begraben.

Als die alte, bekümmerte Frau mir von dem schweren Schicksale erzählte, das sie und die Ihrigen betroffen hatte, fiel mir ein, daß mein Vater nach dem Abscheiden des fremden Soldaten dessen Geldbörse, Uhr und Notizbuch dem Bür-

germeister Rodenbecher gebracht hatte, damit dieser die Sachen den Angehörigen des Verstorbenen zustellen und die erforderliche Meldung an den Truppenteil machen sollte. Sollte Rodenbecher, der, wie ich genugsam und noch zuletzt bei Ausstellung meines Heimatscheines erfahren hatte, kein Held mit der Feder war und der alles dem niemals ganz nüchternen Schreiber Honeck überließ, hier wieder eine seiner gewöhnlichen Dummheiten gemacht oder die so wichtige Benachrichtigung an das Regiment und die Angehörigen ganz unterlassen haben? (Sortierung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Die diesjährige (70.) Jahresversammlung des Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung im Großherzogtum Hessen wird am Sonntag, den 21., und Montag, den 22. Juni, in Wörrstadt in Rhein Hessen stattfinden. Aus der soeben erschienenen Festordnung sei folgendes hervorgehoben: Sonntag nachmittag 3 Uhr: Festgottesdienst. Festprediger: Pfarrer Nack-Pilsen. Nachmittags 5 Uhr: Öffentliche Festversammlungen im „Ochsen“ und in der „Traube“, geleitet von Dekan Bayer-Raunheim bezw. Pfarrer Wagner-Bensheim. Ansprachen von Pfarrer Winkelmann aus Pettau in Steiermark, Pfarrer Rehwald-Heppenheim u. a. Mitwirkung von Kirchenchören und Militärmusik. Abends 8 Uhr: Öffentliche Festversammlung in der Turnhalle, geleitet von dem Vorsitzenden des Hess. Hauptvereins, Pfarrer Dingeldey-Darmstadt. Ansprache von Pfarrer Nack-Pilsen. Begrüßungen. Musikalische und theatralische Darbietungen. Montag vormittag 8½ Uhr: Sitzung des Verwaltungsrats, d. h. des Vorstandes und der Abgeordneten der Zweigvereine. Mittags 12½ Uhr: Festessen in der „Traube“. (2.30 Mark.) Kein Weinzwang. Nachmittags 3 Uhr: Ausflug nach dem Neuborn.

Das 35. Kirchengesangsvereinsfest des Evangelischen Kirchengesangsvereins für Hessen soll in diesem Jahre am Sonntag, den 28. Juni, in Bugbach gefeiert werden. Die Kirchengesangsvereine von Friedberg, Gießen, Großen-Linden, Holzheim, Leihgestern, Lich, Nieder-Wöllstadt und Södel werden dabei mitwirken. Das Fest beginnt morgens ½11 Uhr mit der unter Leitung von Kirchenmusikmeister Professor Mendelssohn stehenden Hauptprobe in der Stadtkirche. Um ½2 Uhr ist Festgottesdienst, in dem Herr Direktor D. Dr. Schoell aus Friedberg die Festpredigt halten wird. Um ½4 Uhr wird eine gesellige Vereinigung mit Ansprachen und Gesängen den Tag beschließen, bei dem alle Freunde der evangelischen Kirchengesangsvereins Sache herzlich willkommen sind. — Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins wird am 17. September in Darmstadt abgehalten werden.

Worte zum Nachdenken.

Mehr Glauben verleihe mir,
Mehr Licht und mehr Mut,
Mehr Trost der Vergebung,
Zum Beten mehr Glut,
Mehr Schmerz um die Sünde,
Mehr Scheu vor der Schuld,
Mehr Stille im Herren,
Im Leid mehr Geduld!

A. Francke.

Alle, die mit dem Herrn Jesu wandeln, die haben es gut. Ach Seele, weiche nicht von ihm um ein irdisches Gut, um alle Ehre der Welt; gib lieber dein Leben für ihn, als daß du von deinem Herrn weichest. W. Hebid.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 21. Juni, 2. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.
Vormittags 9½ Uhr: Professor D. Eck.
Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe.
Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde.
Pfarrer Schwabe.

Montag, den 22. Juni, abends 8 Uhr: Versammlung des Frauenvereins der Markusgemeinde.

Nächstkünftigen Sonntag, den 28. Juni, wird im Hauptgottesdienst Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und Markusgemeinde gemeinsam gehalten werden. Anmeldungen dazu werden bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde.
Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Ausfeld.
Beichte und heil. Abendmahl für Lukas- und Johannesgemeinde gemeinsam. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.
Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.
Pfarrer Ausfeld.
Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

„Wartburg“, evangelischer Jünglings- und Männer-Verein.
(Diezstraße 15, Kirchstraße 9.)

Dienstag, abends 8½ Uhr, Bibelstunde,
Mittwoch, abends 8 Uhr, Turnstunde,
Donnerstag, abends 8½ Uhr, Lese- und Spielabend,
Samstag, abends 8½ Uhr, Versammlung der älteren Abteilung,
Sonntag, abends 8 Uhr, Vortragsabend, Kirchstr. 9.
Gäste stets willkommen!

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten.

Jüngere Abteilung jeden Mittwoch von 6—7 Uhr. Ältere Abteilung jeden Samstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannesgemeinde.
Jeden Dienstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Das Geheimnis
alle Hautunreinigkeiten und Hautausschläge,
wie Mitesser, Finnen, Blütchen, Hautröte, Pickel, Pusteln usw.
zu vertreiben, besteht in täglichen Waschungen mit der echten
Stechenpferd-Teerschwefel-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pfg. Überall erhältlich.

Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

Für einen 14 1/2 jährigen Knaben
Schlosserlehrstelle
 gesucht. Angemessene Entschädigung
 wird bezahlt.
 Adresse:
Sekretär Lenz, Speyer.

Rudolf Richter
 Gießen, Marktstraße 24-26
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
 Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
 Manufaktur-
 und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Möbel.
 Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
 Einrichtungen, sowie sämtlicher
 Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
 Neuen Bäu 15.

Frd. Teipel
 16 Markt 16
 empfehle für die Schneiderei
**Spitzenstoffe :: Besatz
 Stickerien :: Spitzen
 Einsätze :: Borden
 Futter :: Knöpfe etc.**
 sowie alle einschlägigen Artikel
 in großer Auswahl.
 Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

Reichhaltigste Auswahl in
 Herren- und Knaben-Bekleidung
 in guten Stoffqualitäten und solider
 Verarbeitung finden Sie stets bei
 Telephon 395 **CARL HORN** Marktstraße 28

**Kleider-Stoffe
 Blusen-Stoffe
 Aussteuer-Artikel
 Reste**
 außergewöhnlich billig
 Etagegeschäft, Seringe Unkosten
 Gemeinlichlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

C. Stöver, Gießen
 Seltersweg 16
 Uhren, Gold- u. Silberwaren
 Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt
 prompt und billig

**Musikalien
 Musikinstrumente**
Ernst Challier, Gießen
 Rudolph's Nachf.
 Neuenweg 9 Telephon 671

Franz Bette
 Mäusburg 10
 Fernsprech-Nr. 666
Spezial-Geschäft
 in
 Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlsendungen bereitwillig

FRITZ NOWACK
 Große
Reste-Tage

**Hof-Möbel-Fabrik
 Th. Brück**
 Gießen, Ecke Schloßgasse-
 :: Kanzleiberg-Brandplatz ::
 Ältestes u. größtes Möbel-
 Fabriklager Oberhessens
 Begründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
 Vorhänge · Teppiche · Linoleum
 Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
 mit patentamtlich gesch. Matratzen
 D. G. M. Nr. 420 684 85
 Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

Geschw. Holberg Nachf.
 empfehlen
 Trauerhüte, Trauerschleier,
 moderne Gürtelbänder,
 Schleier und Uebergangshüte

*Hch. Blum, Schuhlager,
 Neustadt 19*
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15⁰/₀ bis 20⁰/₀
 Reparaturen billigst

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handelsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
 Blumen, Kränze und Buketts
 in reicher Auswahl
 zu billigsten Preisen.

Phoenix-Nähmaschine.
 Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

Reste in Kleider-
 stoffen sowie
 Weißwaren
 Wollwaren
 Kurzwaren
 Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

CARL LUDWIG LEIB
 KUNSTHANDLUNG · BILDER-
 EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

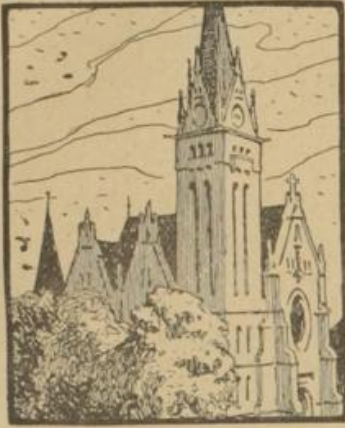
Die wunderbaren, preisgekrönten
 nicht einlaufenden „Blitz“
Strick-Garne
 Wolle von M 160 p Pfd. an,
 Deckenwolle, Seidenwolle.
 „Blitz“ Strümpfe, Trikot-
 Wäsche versendet an Private
 sehr billig
 Muster umsonst franko,
Garnfabrik Georg Koch,
 Industrieweg in Leuninger B. 295.

PIANOS HARMONIUMS
 Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
 Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
 kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
 lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.
Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103.

Edgar Borrmann, Giessen
 Neustadt 11 **Eisenhandlung** Telephon 165
 empfiehlt:
 Oefen, Herde,
 kupferne und
 gußeiserne
 Waschkessel,
 Haus- und
 Küchengeräte
 Solinger
 Stahlwaren,
 Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
 Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 25.

Bießen, 3. Sonntag nach Trinitatis, 28. Juni 1914.

3. Jahrgang.

Gottes Tugungen.

Brief des Apostels Paulus an die Römer 8, 28. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Das ist ein Wort aus dem goldenen Spruchschätze des Neuen Testaments, so schön und so tief, wie kaum ein zweites in der ganzen heiligen Schrift, und dennoch ein Wort, das schon manchen ernststen Menschen zum zorn-erfüllten Widerspruch herausgefordert oder ihm unendlich wehe getan hat.

Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. So kann der Junge, Gesunde, Glückliche leichten Herzens sprechen. So können Verlobte in der schönen Brautzeit reden, so kann der jubeln, der im Vollgefühl seiner Körperkraft und Gesundheit, erfüllt von derber Lebenslust, ledig aller Pflicht, am schönen Sommertage auf die Berge steigt, so kann der reden, dem Erfolg auf Erfolg in seiner Arbeit beschieden ist, und dem ein schönes Familienleben den Erdentag freundlich gestaltet.

Aber es gibt fromme Menschen, Menschen, die ihr Leben lang auf Gottes Wegen zu wandeln sich bemühten, die Gefahr laufen, durch dieses Wort in ihrem Glauben wankend zu werden. Da ist ein Elternpaar, dem ist ein Kind geschenkt, das das Haus mit steter Freude erfüllt. Rührend ist die Liebe des Kindes zu den Seinen. Oft umschlingt es mit seinen kleinen Armen Vater und Mutter und sagt ihnen mit unbehilflichen Worten und dem treuen Blick seiner Augen, daß es sie lieb hat. Rührend auch ist die Frömmigkeit des Kindes. Es faltet am Abend, wenn die Mutter es zu Bett gebracht hat, die Händchen und spricht fromm und herzlich sein Gebet. Wenn der Vater zur Nachtzeit einen weiten Weg durch eine einsame Gegend zu machen hat, so betet es, daß Gott ihn behüten möge, und wenn die Mutter krank ist, so sucht es in eifriger Geschäftigkeit sie zu pflegen. Kein Arg und Falsch trübt die reine Kindesseele, es weiß noch nichts von Sünde und Schuld. Auch im Spiel, der gottgewollten Beschäftigung des Kindes, offenbart es die Lauterkeit seines Herzens. Dieses Kind wird plötzlich von einer tödlichen, ansteckenden Krankheit erfaßt. Es kann im Hause der Seinen nicht bleiben, weil dort noch mehr Kinder wohnen, es wird in aller Eile weggebracht. Herzerreißend

ist der Abschied auf beiden Seiten. Das Kind selbst sagt: ich muß sterben. Fern von den Seinen, umgeben von fremden Menschen, die bei aller Freundlichkeit ihm doch die Elternliebe nicht ersetzen können, verbringt es Tage in Angst und Not. In der Morgenfrühe eines trüben Regentages pocht dann ein fremder Mann an die Tür der Eltern und sagt, daß das Kind in der Nacht verschieden sei. Das soll uns zum Besten dienen? So fragt sich das Elternherz und fragt sich noch Jahrzehnte später; denn bei der leisesten Berührung bricht die alte Wunde wieder auf.

Und dort sitzt ein armer, verzweifelter Mensch auf der Anklagebank vor dem Schwurgericht. Falsche Anschuldigung, vielleicht seiner nächsten Angehörigen, hat ihn dorthin gebracht. Ist es doch in der Gegenwart nichts Seltenes, daß die Rachsucht der Ehefrau, um sich des Mannes zu entledigen, nicht davor zurückschreckt, ihn der ehrlosesten Handlungen zu beschuldigen. Eine unheilvolle Verkettung der Dinge bringt es mit sich, daß die Richter aus dem Volke den unglücklichen Mann für schuldig befinden. Schmach und Schande kommen über ihn, entehrt und verachtet steht er vor der Öffentlichkeit, seine Menschenwürde wird mit Füßen getreten. In der Einsamkeit der Gefängniszelle fürchtet er, den Verstand zu verlieren. Kann er auch leichten Herzens sagen: das soll mir zum Besten dienen?

In der Tat, wenn Paulus nur diesen Satz aufgestellt hätte, so wäre es schwer, seine Richtigkeit anzuerkennen. Aber der Apostel gibt auch die Begründung dazu. Einige Verse weiter sagt er von Gott: Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Von dem Leiden und Sterben des Heilandes aus lernen wir verstehen, daß alle, auch die leidvollsten Dinge uns zum Besten dienen. Gott hat seinen Sohn das Furchtbarste erdulden lassen, er ließ ihn sterben unter den Händen der Uebeltäter, er machte ihn zum Glück der Welt. Dennoch hat er sich hinterher zu ihm bekannt und ihn glorreich auferstehen lassen. Jesu entseßliches Sterben hat der Welt das Heil erworben. Gewiß, wir werden unter dem Drucke schwerer Schicksalsschläge hienieden nie ganz verstehen lernen, warum sie Gott über uns kommen ließ. Erst die Ewigkeit wird alles aufdecken. Aber wir können es jetzt

schon erfahren, daß bitteres Leid unserer Seele zum ewigen Heile gereicht, daß wir dadurch reifer, besser, vorsichtiger, ernster werden, unseren Sinn mehr von der Welt abkehren. Unter diesen Erfahrungen wächst in uns das Verständnis dafür, daß wirklich alle Dinge uns zum Besten dienen. H. B.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage, dem 22. August, hielten wir verhältnismäßig lange Morgenruhe; denn erst 7 $\frac{1}{4}$ Uhr ging der Zug nach Norden, den wir, mit allem zu einem kräftigen Frühstück Nötigen ausgerüstet, benutzten. Es war ein schöner stiller Morgen. Von links grüßte über die stille Hasenbucht herüber die alte Burg Larissa oberhalb Argos, die wir um 7,40 erreichten. Unser Kutscher war schon da. Wir warfen einen Blick auf die Larissa, die alte Burg, die auf einem 900 Fuß hohen Berge trotzig im Kranz ihrer Mauern thront. Zu ihren Füßen erstreckte sich die alte Stadt. Im Südosten ist das Theater, dessen Zuschauerraum zum größten Teil ganz in Felsen ausgehauen ist. Er zählt 67 Sitzstufen mit zwei Zwischengängen; 20 000 Zuschauer konnten hier Platz finden. Hier trat am 12. Dezember 1821 die von Demetrios Npsilantii berufene Nationalversammlung zusammen. In dem mittelalterlichen Kastell auf der Larissa haben nacheinander Byzantiner, Franken, Venetianer und Türken gegessen. Argos selbst behielt durch alle Zeiten seinen Namen. Das heutige Argos besitzt zwar eine stattliche Bürgermeisterei (dimarchia) und einzelne hübsche Häuser, macht aber im übrigen den Eindruck eines großen Dorfes trotz seiner mehr als 9000 Einwohner. Wir hielten uns daher auch nicht lange auf, waren bald außerhalb der Stadt und fuhren quer durch das Bett des alten Maradros, welches voll Schottern, aber völlig wasserleer war, wie je von altersher Argos den Beinamen die „durstige“ tragen mußte. Auf einem Landwege erreichten wir nach geraumer Zeit das Dorf Charwati, das unterhalb der alten Mynkanai liegt.

Kinder und Schweine tummelten sich auf den Gassen des elenden Nestes, dessen Einwohner, wer weiß wovon, leben. Wir hielten am Hause des Wächters, der sich uns anschloß. Ein schöner brauner Junge mit feurigen Augen und schneeweißen Zähnen nahm unsern Eßkorb auf die Achsel, und nun ging es langsam, schweißtriefend in der brennenden Sonne bergan auf einem Pfade, an dessen einer Seite eine von den Türken angelegte Wasserleitung entlang lief. An dieser waren in großen Abständen Oeffnungen angebracht, damit man die zugesetzte Feuchtigkeit wieder ergänzen konnte; leider war das Wasser, weil unmittelbar unter den der Sonne ausgefetzten Wärme fließend, nichts weniger als kalt. Unser Pfad führte unmittelbar in die vor beiläufig 2400 Jahren zerstörte Unterstadt, die mit der Oberstadt und Burg auf einem lang sich hinstreckenden und nach der Ebene zu sich senkenden Berge steht, die wie eine Zunge zwischen den beiden hohen Bergen Hagios Mios (750 Meter) und Zara (600 Meter), die den Schlupfwinkel der alten Herrscher verbargen, hervorragte. Rechts zieht sich eine tiefe Schlucht, zu der von der Burg nur abschüssige Talwände abfallen, so steil, daß es an der Stelle keiner Mauer bedurfte. Nur die in dieser Zeit des Altertums vorhandenen und gebräuchlichen Mauern erklären es, daß diese Festen, wie Tiryns, nicht auf höheren Bergen erbaut wurden. Auch hier redet schon das Altertum davon, daß

Inkische Kynklopen den Gründer der Stadt, Perseus, beim Mauerbau unterstützt hatten. Hier herrschten die vom phrygischen König Tantalos abstammenden Pelopiden, hier hatte der Atride Agamemnon seinen Sitz, der Führer der Griechen gegen Ilion. Hier fand er nach seiner Rückkehr den Tod durch den Buhlen seines Weibes Klytämnestra, Aigistheus. Die Pelopiden sind dann wohl später durch die Herakliden zur Zeit der dorischen Wanderung beseitigt worden. Hernach spielt Mynkenae wie Tiryns keine Rolle mehr; 463 v. Chr. werden beide zerstört. Nach nicht allzulanger Wanderung standen wir an dem ersten Kuppelgrab, das man schon im Altertum als ein Grab des Agamemnon und seiner Genossen bezeichnete, gerade so wie in Athen auch hervorragende Denkmäler mit Personen der Vorzeit in Verbindung gebracht werden. Es war mir doch ganz eigen zu Sinn, als ich so auf einmal vor dem sogenannten Schatzhaus des Atreus stand, von dem die Welt so viel durch Schliemanns Ausgrabungen gehört hat. Wie großartig der Eingang, diese festen Mauern, die die Seiten des Erdeinschnittes stützen, dann die 6 Meter hohe Tür, deren Oberschwelle von zwei Steinen gebildet wird, von denen einer fast 9 Meter lang, 1 Meter dick und über 3 Meter tief ist. Das Innere des Grabes ist wie ein ungeheurer Bienenkorb von 15 Meter Höhe und 15 Meter Grundflächendurchmesser. Offenbar sind an den Schichtreihen der Kuppelwände Metallplatten befestigt gewesen. An diesen Raum schließt sich ein durch eine 3 Meter hohe Tür zu betretender, viereckiger Raum, die eigentliche Grabkammer, in welchem statt des von Baedeker in Aussicht gestellten Strohfuehrs nur ein Dreilingslicht entzündet wurde, das uns das Dunkel nur noch dunkler erscheinen ließ. Einige hundert Schritt weiter ist das zweite Kuppelgrab, das Frau Schliemann aufgedeckt hat, bei weitem nicht so sorgfältig gearbeitet und eingestürzt.

Von der Unterstadt stiegen wir nun zur Burg empor, die sich mit gewaltigen Mauern wie in Tiryns über der Stadt erhebt. Hier sind stellenweise die fast rohen Felsenmassen von über 5 Meter Länge aufeinander getürmt und die Lücken mit kleinem Gestein ausgefüllt. Doch besteht der größere Teil der Mauern aus Dielecken, die mit großer Kunst aneinander gepaßt sind. Wie bogen um eine Ecke und standen vor dem berühmten Löwentor, das ich so oft abgebildet gesehen hatte. Die Tormauern sind gewaltig dick, die Toröffnung verhältnismäßig niedrig. Ueber die zwei 3 $\frac{1}{4}$ Meter hohen, schräg gestellten Türpfosten legt sich ein erstaunlicher Türsturz von 5 Meter Länge, 2 $\frac{1}{2}$ Meter Tiefe und 1 Meter Dicke. Ueber dem Sturz ist eine dreieckige Maueröffnung ausgespart, in die eine Sinkplatte eingefügt ist mit den weltbekanntesten, an einer Säule aufgerichteten beiden Löwen. In große Löcher an der Innenseite wurde der Riegelbalken hineingeschoben.

Unmittelbar neben dem Tor, rechts, liegt die sogenannte agorá, ein mit Platten belegter und ein mit nur aus Platten hergestellter rätselhafter Balustrade umgebener kreisrunder Raum von 25 Meter im Durchmesser, unter dessen Plattenbelag sich die Gräber befanden, aus denen ein großer Teil der Funde stammt, die das Mynkenäuseum in Athen so reich und interessant machen. Daß es sich hier um die Gräber von Gliedern des Herrscherhauses handelte, bewies der Reichtum an Gold und Schmucksachen.

Noch höher stiegen wir auf steilem Pfade zum höchsten Punkt des Burgbergs hinauf, wo der Palast gestanden hat, von dem nur dürftige Reste erhalten sind. Der Blick rechts in die Schlucht ist großartig, denn sie ist sehr tief und die

Abhänge des Berges sind so abschüssig, daß man auf eine Mauer verzichten konnte. Ebenso großartig ist die Aussicht auf die Ebene und auf das Meer bei Nauplia. Wir schritten nun noch den oberen Teil der Burg ab und traten in die Galerien, die wie in Tiryns sich innerhalb der Mauern befinden, die aus riesigen, gegeneinander gestützten Blöcken gefügt sind, und stiegen bis zum Löwentor hinab. Auf einem großen Steinblock wurde ausgepackt. Der Junge holte Wasser, und wir griffen, mit Homer zu reden, nach den bereit vorliegenden Speisen, und zwar in heiterster Stimmung, saßen dann ruhig, bis die Stunde des Abstiegs gekommen war, und gingen in der Mittagssonne nach Charwati, dessen Museum wir uns ansahen. Der Wagen führte uns von dort an die Station Sictia, wo die Gattin eines unserer Reisegefährten von diesem bewegt Abschied nahm, um nach Athen zurückzukehren. Uns aber trug der Wagen nach Argos, dessen Burg wir auch diesmal uns klüglich nur von unten angesehen haben. Die letzte Stunde im Wagen im glühenden Sonnenbrand hatte uns rot gebrannt. (Fortsetzung folgt.)

— Eine oberhessische Landstadt in der napoleonischen Zeit.

Von Pfarrassistent Hugo Henmann in Mainz.

(Fortsetzung.)

2. Die Zeit von 1806 bis 1813.

In der Tat, es folgte für unsere Heimat eine Zeit ziemlichlicher Ruhe und Friedens. Das aufs äußerste erschöpfte Land rang nach Atem; aber ganz friedlich war es doch nicht; man lebte im Reich Napoleons auf vulkanischem Boden, auf dem es alle Augenblicke einen gewaltsamen Ausbruch geben konnte. Es zeigten sich nun erst im Innern der Stadt und ihrer Menschen der moralische Schaden, den die beständigen Truppendurchzüge angerichtet hatten. Mancherlei Gesindel, das immer den Spuren großer Heere zu folgen pflegt, hatte sich hier festgesetzt. Die sittenpolizeiliche Aufsicht, die damals von dem kirchlichen Presbyterium ausgeübt wurde, hatte viel auszufragen und zu klagen, ohne daß es sehr viel half.

Bis dahin war Grünberg eine Festung gewesen, von Mauern umgeben und mit Tor und Turm wohl versehen. Dergleichen kleine Hindernisse konnte der Soldatenkaiser Napoleon an seinen Heerstraßen nicht mehr gebrauchen. So sehr wir vielleicht vom historischen und ästhetischen Standpunkt aus es bedauern, daß uns nicht wenigstens eine unserer alten Pforten erhalten geblieben ist. Napoleon und seine Trabanten waren keine Gefühlspolitiker. Napoleon ist der größte Realpolitiker aller Zeiten gewesen. Und da in den deutschen Städten Mauern und Tore ihm hinderlich waren, so wurden die Festungen geschleift. So erging es Gießen, diesem Los verfiel auch Grünberg, Türme und Tore fielen. Der älteste Mitbürger der Stadt, Herr Johannes Giller, hat in seiner Jugendzeit nur noch die Brunnenpforte am Winterplatz gesehen. Die hatte man am längsten verschont, weil sie kein Verkehrshindernis bildete. So fielen im Jahre 1809 alle Tore: die dunkle Pforte, deren Platz ich nicht weiß, die große Pforte oder Saupforte, die Heegpforte, die Neupforte und die Neustädter Pforte. Die beiden Maurermeister Christian Strack und Sebastian Bek, der Zimmermeister Jakob Haas und der Dachdeckermeister Johann Georg Eger hatten vollauf Arbeit. Der letztere hatte übrigens eine vorzügliche Handschrift. Auf der Neustädter Pforte war als Torwart der Neustädter Sauhirt untergebracht. Dem mußte der Zimmermann Haas ein neues Hirtenhaus er-

richten auf dem Graben. Es wird eines der Häuser sein, die am kleinen Graben linker Hand stehen. Große Ursachen — kleine Wirkungen: weil der große Kriegsfürst Napoleon alle Verkehrshindernisse beseitigt haben wollte zur größeren und schnelleren Schlagfertigkeit seiner Heere, darum mußte dem Schweinehirten zu Grünberg ein neues Haus gebaut werden. Der Sauhirt hat den Kaiser Napoleon sicher noch bis an sein Ende gepriesen.

Die durch den Abbruch der Mauern und Tortürme gewonnenen Baumaterialien dienten aber noch einem anderen Zweck, der uns ungleich mehr interessiert: Die Jahre von 1808—1811 stehen durchaus im Zeichen des Straßenbaues. Wir sehen hier wieder den Einfluß des militärischen Genies Napoleon: Er brauchte Straßen, chaussierte Heerwege, auf denen seine gewaltigen Kolonnen marschieren konnten, seine Artillerie und sein Gepäck nicht versanken. Darum verdanken wir im Hessenland eine große Anzahl guter Straßen der Franzosenzeit. Neben soviel Uebeln auch etwas Gutes! Die Stadt Grünberg mußte in jenen Jahren am Straßenbau helfen westlich bis ungefähr Lindenstruth, den dortigen Einwohnern mußten unsere Väter wenigstens in die Hände arbeiten. Nordöstlich erstreckte sich ihre Verpflichtung etwa bis zur oberen Siegelhütte. Es liegt auf der Hand, warum hier so wenig. Denken wir nur an die Geländeschwierigkeiten am Siegelberg. An der Alsfelder Brücke wurden beiderseits Holzgeländer angebracht, das Material dazu lieferte das Holzwerk der abgebrochenen Neupforte. Die jetzige Schutzmauer an der Brücke ist demnach jüngerer Datums.

Das sind so ungefähr die Friedenswerke jener Zeit, die aber, wie wir sehen, in sehr engem Zusammenhang stehen mit der ganzen auf Krieg und Waffenlärm gestimmten Franzosenzeit.

Damit aber die Grünberger des Kriegswesens nicht ganz entwöhnt wurden, fanden in den Jahren 1808/09 auch Souragelieferungen und Kriegsfahrten genug statt. Man hatte ja darin schon einige Uebung. Diesmal fanden die Fahrten in der Hauptsache nach Süden hin statt. Es galt die Truppen zu versorgen, die den Feldzug gegen Oesterreich im Jahre 1809 führen sollten. Die bekümmerten Stadtväter fanden einige Hilfeleistung an verabschiedeten Soldaten, die wieder in die Heimat zurückgekehrt waren: Leutnant Jöckel Johannes Von Eiff und Daniel Lein. Doch ging es diesmal gelinder; es brauchte nicht die ganze Bürgerschaft unausgeseht auf den Beinen zu sein. Der Stadtwaldförster Hartmann Bach und der Feldschütze Konrad Damm mußten mit einem körperlichen Eid bestärken, daß sie vollwichtige Rationen liefern wollten, und die übrige Bürgerschaft hatte ziemlich Ruhe. Das hing auch noch mit einer anderen Maßregel zusammen, die den Bürgern Ruhe gewährte, aber dem Bürgermeister Kaspar Kreuder umsomehr schlaflose Nächte bereitete. Da man den Grünbergern nicht zumuten wollte, von hier bis Hanau zu fahren, so wurde der Oberbürgermeister in die Wetterau geschickt, dort sollte er die angeforderten Rationen aufkaufen und Wetterauer Fuhrleuten die Fahrt nach Hanau verakkordieren. Die Bauern von Berstadt und Umgebung machten es aber gerade so wie anno 1806 die Bauern der Grünberger Gegend: sie lieferten für den vollen Preis minderwertiges Futter. Den Magazinverwaltern aber gaben sie Schmiergelder, daß sie ruhig waren. Schweren Herzens mußte der Grünberger Stadtvater auch diese „Douceurs“ noch bezahlen. Gelobt wird man ihn bei seiner Heimkehr über den Erfolg seiner Mission wohl nicht haben!

Im übrigen wurde das Land wie eine eroberte Provinz behandelt, eine kleine französische Besatzung lag scheinbar ständig hier, aber sie waren rücksichtsvoll genug, sich bei Johann Adam Bramm auf der unteren Siegelhütte häuslich niederzulassen. Alldorten pflegten die Soldaten täglich eine Zecher zu machen, bestehend in 8 Weißbrotten, 4 Liter Schnaps, 4 Liter Apfelwein und 16 Liter Bier.

Aber wie schon oben gesagt ist, die Zeit von 1808—1811 war verhältnismäßig ruhig und friedlich. Die Dinge, die wir erwähnt haben, waren kleine Nadelstiche im Vergleich zu den wuchtigen Keulenhieben, die man vorher erduldet hatte. Erst recht im Vergleich zu den Dingen, die dem Städtchen nun bevorstanden. Es kam 1812, das Jahr der Schicksalswende und diese Schicksalswende schuf die Vorbedingung für die deutsche Sturmzeit von 1813—1815.

3. Die Zeit von 1812 bis 1815.

Es lag während des ganzen Jahres 1912 wie drückende Gewitterschwüle nicht nur über Europa, auch über unserem Städtchen. Etwa zwanzig Söhne Grünbergs, zum Teil noch blutjunge Menschen, mußten mit ins Feld ziehen. Gegen wen Napoleon diesmal seine Scharen werfen wollte, wußte noch niemand in Hessen. Es war Schmerz genug, daß soviel junge Männer dem Ruf des Großherzogs, der ja auch Rheinbundfürst war, folgen mußten. Die zurückbleibenden Bürger hatten nicht so unsäglich unter den Kriegsvorbereitungen zu leiden wie vor sechs Jahren; denn der Franzosenkaiser zog ja diesmal seine ungeheueren Truppenmassen und die Vorräte für sie in den preußischen Provinzen östlich der Elbe zusammen. Aber die staunenerregenden Vorkehrungen, die er traf, ließen auch unsere Leute ahnen, daß Dinge im Werk seien, die für eine ganze Welt entscheidend werden mußten.

Seit April etwa hatte Grünberg unter Truppeneinmärschen zu leiden. Wieder wie vor Jena und Auerstädt wurde Sourage geliefert und verpackt in der Schirm, und da die nicht ausreichte, in der Kirche. Die Geistlichen haben sich sicherlich gegen diese Entweihung des Gotteshauses gestraußt. Aber es hat sie wenig geholfen; sie mußten zusehen, daß das alt ehrwürdige Gotteshaus behandelt wurde wie eine Scheuer. Ohnmächtig mußte man hören, daß derbe französische Flüche die geweihten Räume rücksichtslos durchhallten. Im „Wilden Mann“ logierte eine Art Etappengeneral, der für ordentliche Ausführung der Lieferungen Sorge trug. Aber es waren Ausgaben und Verärgerungen, die schnell vorübergingen; denn die Krieger eilten in die Länder des Ostens. Es mag den Söhnen Grünbergs, die unter klingendem Spiel mit fliegenden Fahnen die neu errichtete Straße am Siegelberg hinaufzogen, manch heißes Gebet nachgesandt worden sein, Gebete, die später vielleicht einen Widerhall fanden in den Herzen der jungen Schlachtopfer, die irgendwo in der Gegend von Wilna oder Krasnoj dem Tod in die Arme sanken.

Es mag den ostwärts marschierenden Franzosen auch manche Verwünschung aus ehrlichem deutschen Herzen nachgeschleudert worden sein. Freilich, kein Mensch konnte wissen, daß die Wirklichkeit alle schrecklichsten Verwünschungen noch weit übertreffen würde an Furchtbarkeit und namenlosem Herzleid. Darum lag über Deutschland und auch unserem Grünberg eine dumpfe Zeit der gewitterschwülen Erwartung, seitdem die ungeheueren Steppen Rußlands die halbe Million napoleonischer Streiter in ihren Schoß aufgenommen hatten.

Wann die erste Kunde von der entsetzlichen Katastrophe in Rußland nach Grünberg gekommen ist, wissen wir nicht. Wohl gegen Ende des Jahres 1812. Sicher hat man zuerst

nicht daran glauben wollen; denn Napoleons Unbezwinglichkeit war durch sechszehn Jahre hindurch unerschütterter geblieben. Als man dann aber doch einsah, daß die große Armee vernichtet sei, da ist nach meiner Ueberzeugung zunächst nicht Freude laut geworden über den schweren Schlag, der den gehafteten Tyrannen getroffen hatte, sondern da sind zunächst Schmerz und Jammer zum Himmel emporgestiegen; denn etwa zwanzig Familien klagten um ihre blühenden Söhne. Wir empfinden heute alle Mitleid mit einer einzigen Familie, wenn ihr ein junger hoffnungsvoller Sohn ins Grab sinkt. Damals aber waren es zwanzig Häuser, in denen verzweiflungsvolle Klage herrschte! Vorher schon waren in dem spanischen Kleinkrieg eine Anzahl Bürgerjöhne gefallen, Ludwig Karl Christian Ebel als Sekondeleutnant und Johannes Meyer, jener des Pfarrers und Inspektors Ebel Sohn, dieser der Sohn des Ratsverwandten Johannes Meyer, außerdem Johann Georg Leister. Versetzen wir uns nur einen Augenblick in die Seele des Vaters, des Inspektors Ebel, der zu Anfang 1813 mit blutendem Herzen und zitternder Hand unter den Taufeintrag eines zweiten Sohnes schreiben mußte: „Ist in Rußland 1812 in der Schlacht bei Krasnoj als großherz. Leutnant geblieben.“ Dann verstehen wir, daß damals über dem ganzen Städtchen eine schicksalsharte Stimmung der Trauer lag. Und diese Stimmung der Trauer wurde auch nicht gehoben, als im Februar und März klägliche Reste des stolzen Franzosenheeres hierherkamen. Denn diese abgehehten, verhungerten Menschen konnten den Angehörigen erzählen von den namenlosen Leiden, denen auch ihre Söhne in dem eisigen Schneewinter Rußlands ausgesetzt waren, bevor sie einem frühen Tod verfielen.

Aber eins wurde durch die Trauer erreicht: der Ingrim und der heiße Haß gegen den Völkerverderber Napoleon erhielt neue und reichliche Nahrung. Und dann hatte man nun einmal doch gesehen, daß auch der große Stratege Napoleon nicht unbezwinglich sei, daß ein Stärkerer über ihn Herr geworden war. Es wird uns davon keine Silbe berichtet, aber ich bin gewiß, daß aus dem Gottesgericht in Rußland, aus dem bitteren Schmerz um die gefallenen Söhne und Brüder und aus dem Grimm gegen Napoleon der Gedanke der deutschen Freiheit auch bei unseren Grünberger Vorfahren entstanden ist. Wie ich oben schon einmal betonte: es mußte mit unseren Vätern so in die Tiefe gehen, bis sie wieder auf Gott vertrauen und an die Möglichkeit der deutschen Befreiung glauben lernten. Das war für Grünberg der Erfolg von 1812.

(Fortsetzung folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Ich teilte der Familie mit, daß die Wertsachen des Toten damals dem Bürgermeister übergeben worden seien, damit er sie den Angehörigen zustelle. Selbstverständlich war an diese niemals auch nur die geringste Benachrichtigung gelangt, sonst wären sie über das Schicksal des Hausvaters nicht im Ungewissen gewesen. Ich erbot mich sofort, nach meiner Rückkehr in die Heimat bei der Bürgermeisterei Nachforschungen anzustellen, aber die junge Witwe meinte, sie wolle lieber auf der Stelle nach Ruppertsecken schreiben und um Auskunft bitten. Sie bat mich um die nähere Adresse. Aber, an wen, so überlegte ich, sollte sie schreiben? An Bürgermeister Rodenbacher? Das hätte keinen Sinn gehabt; denn eine Antwort wäre doch nicht erfolgt. Da durchfuhr es mich, daß Pfarrer Weber in Marienthal hierzu der rechte Mann sei. Ich wußte,

daß viele Leute aus den beiden Orten Ruppertsecken und Marienthal die Freitreppe zu dem freundlichen, an den Fenstern mit Blumen geschmückten Pfarrhause hinaufstiegen, um sich Eingaben an Behörden oder Briefe, die nach Amerika gingen, schreiben zu lassen. Darum nannte ich der Frau die Adresse: Pfarrer Weber in Marienthal, Bezirksamt Kirchheimbolanden in der Rheinpfalz, Bayern.

Wie habe ich damals diese stille, brave Familie bedauert. Als unser Bruder Georg gefallen war, da haben wir alle um ihn schweres Leid getragen, aber wir hatten doch Gewißheit. Diese Bedauernswerten waren 5 Jahre lang in Ungewißheit gewesen. Wie mir die junge Frau erzählte, so hatte die Familie angenommen, daß der Vermißte in Lothringen heimlich von fanatischen Einwohnern erschlagen und beiseite geschafft worden sei.

Am Abend konnte ich, auf einen kräftigen Stock gestützt, wenn auch hinkend, einen kleinen Gang um das Gehöft machen. Die beiden Kinder begleiteten mich, wir sahen die Säulen auf der Wiese hin und her springen, sahen über einem stillen Wasser die Wildenten auffliegen und hörten, wie der Buchenwald rauschte. Als wir wieder nach Hause kamen, schimmerte Licht aus dem Wohnzimmer, und durch das geöffnete Fenster sah ich die junge Witwe beim Schein der Lampe schreiben. Ich wußte ja, an wen der Brief gerichtet war.

Am nächsten Tage war mein Fuß beinahe zugeheilt, zur Not hätte ich weiter gehen können. Aber die Großmutter des Hauses meinte, daß ein Tag der Schonung noch sehr nötig sei. Ich ließ mir diesen Rat nicht zweimal geben; denn es gefiel mir gut auf dem einsamen Hofe bei den stillen, traurigen Menschen. Um nicht müdig zu gehen, half ich am Nachmittage beim Abladen des Kornes.

Endlich am Morgen des dritten Tages zog ich ab. Die guten Leute hatten mich mit Butterbrot versehen, von denen ich zwei Tage leben konnte, mein Sellaifen hatte durch diesen Proviant ein ganz unförmiges Aussehen bekommen. Ich mußte versprechen, etwa in 14 Tagen wiederzukommen, um zu hören, was für eine Antwort aus der Pfalz eingetroffen sei. Dieses Versprechen konnte ich geben, da es die Absicht unseres Meisters war, eine Zeitlang an der Westküste von Schleswig-Holstein zu konzertieren und dann von Flensburg aus die Wanderung nach Süden anzutreten.

In einer Schifferkneipe zu Flensburg traf ich meine Gefährten. Als sie merkten, daß ich so viele Butterbrote bei mir trug, langten sie alle zu, und mein Sellaifen hatte bald wieder das gewohnte Aussehen erhalten.

Von den Erlebnissen der beiden folgenden Wochen ist mir noch lebhaft in der Erinnerung, daß wir nach der Insel Nytt fuhren. Das Wattenmeer, das wir dabei durchfuhren, kam mir nicht besonders großartig vor, aber wie staunte ich, als wir die Insel von Osten nach Westen durchquert hatten und die Nordsee erblickten. Fast so hoch wie ein Häuschen in Ruppertsecken ist, türmten sich die Wogen auf, donnernd wälzten sie sich gegen den Strand, gekrönt von weißem Schaume. In verschiedener Färbung leuchtete das Meer auf, bald war es grau, bald grau-grün, bald erstrahlte es in reiner Bläue. Wenn Ebbe eingetreten war, so lagen Tausende von Muscheln am Strande. Wie tanzten da die Boote auf und ab, wenn eine Gesellschaft eine Segelfahrt unternahm. Und wie schön ging es sich in dem weichen Sande am Strande, auch wenn der Wind vom Meere her noch so heftig wehte. Als wir am ersten Tage unserer Ankunft am Strande standen, sagte der Meister, indem er mit der Hand über das Meer hinaus nach

Westen deutete: „Dort drüben liegt England, dort habe ich als junger Bub schon geblasen.“

Es waren damals viele Leute in dem schönen Seebad zu Westerland, wie der größte Ort auf der Insel heißt. Morgens badeten sie in der kalten, unruhigen Flut, nachmittags saßen sie in den Strandkörben oder sie wühlten mit kleinen Schippen im Sande und bauten die schönsten Burgen. Fahnen aller Art flatterten lustig auf diesen Burgen, es war ein schönes Bild, wenn man von der Höhe der Dünen hinab nach dem Strande blickte und alle die Wimpel in einerlei Richtung, je nachdem der Wind wehte, flattern sah.

Jeden Tag spielten wir am Strande und verdienten Geld genug; denn es waren meist reiche Leute aus Hamburg oder Berlin, die sich dort aufhielten. Von den Berlinern hatten wir allerdings viel auszustehen; denn die Berliner, wie mir damals ein Däne, der die deutsche Sprache nicht regelrecht handhabte, sagte, „rufen zu hoch“, damit wollte er sagen: sie schreien zu laut. Wenn wir die schönsten Stücke spielten, so spotteten sie doch über uns. Aber ein Musikant kann viel vertragen, wenn nur die Zehnpfennigstücke recht zahlreich in das Tellerchen fallen, das er zum Einsammeln in der Hand hat. Noch immer lag mir als dem Jüngsten dieses Amt ob, nur hatte mir der Meister unterwegs einen kleinen Blechteller zum Einsammeln gegeben, und ich brauchte nicht mehr meine Mütze mit dem Schirm nach unten hinzuhalten.

Zwei Wochen waren uns auf der schönen Insel rasch vergangen, und wir kehrten wieder auf das Festland zurück. Ich ließ mir vom Meister zwei Tage Urlaub geben, um auf dem Hofgute bei der Familie anzufragen, ob Antwort aus der Pfalz eingetroffen sei. An einem Sonntagmorgen, als rings umher die Glocken zur Kirche läuteten, begab ich mich dahin. Wohl war die Landschaft ganz anders als in der Nordpfalz, aber meine Stimmung war dieselbe, als ob ich zu Ruppertsecken auf dem Schloßberge stünde und vom Münstertal und vom Alsenzthal die Glocken klingen hörte.

Auf dem Hofe war niemand zu Hause als nur einer der beiden Knechte, der mir sagte, daß die ganze Familie zur Kirche gegangen sei. Ich setzte mich auf eine Bank, die im Garten stand, um hier zu warten. Ich hörte die Bienen summen und sah aus der weiten Ebene einen breiten, stumpfen Kirchturm, aus roten Backsteinen aufgebaut, aufragen. Türme dieser Art trifft man allerwärts in der dortigen Gegend.

Eine halbe Stunde mochte ich gewartet haben, da hörte ich Stimmen. Die Familie kehrte vom Kirchgang zurück, voraus eilten die beiden Kinder. Die scharfen Augen des Knaben hatten mich rasch entdeckt, ich hörte ihn rufen: „Mutter, im Garten sitzt der Musikant aus der Pfalz.“

Ich erhob mich und ging den Ankommenden entgegen. Die junge Frau streckte mir die Hand entgegen und sagte: „Nun weiß ich alles über das Hinscheiden meines Mannes. Der liebe Pfarrer Weber hat mir ausführlich geschrieben. Ich habe heute in der Kirche Gott gedankt, daß er mir nun völlige Gewißheit gegeben hat. Aber kommen Sie nur mit herein in das Haus, da will ich Ihnen alles erzählen.“

Aus einem Wandschranke im Wohnzimmer nahm die Frau einen Brief, der viele Seiten umfaßte. Es war der Brief des Pfarrers Weber, ich sah, daß der brave Mann, wie ich nicht anders erwartet hatte, sich in dieser Sache alle erdenkliche Mühe gegeben hatte. Es verhielt sich alles so, wie ich vermutet hatte. Der Bürgermeister Rodenbecher und sein Schreiber Honeck hatten seinerzeit es unterlassen, dem Truppenteile des verstorbenen Soldaten und seiner Familie Nachricht zugehen zu lassen. Beide hatten sich zuerst, wie Pfarrer Weber schrieb, auf

nichts besinnen wollen, dann aber, als davon die Rede war, daß man sich an das Bezirksamt wenden müsse, hatten sie in ihrer Erinnerung nachgeforscht und waren allmählich zu der Erkenntnis gekommen, daß sie die Sache möglicherweise doch vergessen hätten. Auf die Nachfrage nach den Wertsachen des Verstorbenen hatten sie sich auf die Suche begeben, und siehe da, in einer Kiste, die im Beratungszimmer des Gemeinderats stand, und mit alten Zeitungen, den Zetteln von der letzten Volkszählung her und alten Voranschlägen vollgestopft war, hatten sich ganz unten die Brieftasche, die Geldbörse und die Uhr des Reservisten Hansen von der 2. Kompagnie des 86. Regiments gefunden. Wären die beiden Männer sich ihrer Pflicht bewußt gewesen, so hätten sie ohne Mühe einer schwer bekümmerten Familie Auskunft über das Abscheiden ihres Ernährers geben können; denn der Tote hatte in seiner Brieftasche sorgsam die Adresse seiner Frau notiert: Frau Karen Hansen zu Osterbarderup, Kreis Flensburg, Provinz Schleswig-Holstein. Pfarrer Weber schrieb, der alte Bürgermeister entschuldige sich damit, daß damals bei den Truppendurchmärschen und der Erntearbeit alles drunter und drüber gegangen sei. Aber noch etwas anderes hatte sich herausgestellt. Weber schrieb, daß die sämtlichen Uniformstücke und auch das Gewehr des Dahingeshiedenen auf dem Speicher des Spritzenhauses sich vorgefunden hätten, das Gewehr selbstverständlich total verrostet. Auch einige Mitteilungen über das Grab waren in dem Briefe enthalten. Es sei in gutem Zustande, Leute aus dem Dorfe hätten schon vor mehreren Jahren auf ihm eine Trauerweide angepflanzt und in jedem Frühjahr werde es mit neuen Blumen versehen.

Die Hinterlassenschaft des Toten war mit der Post an die Witwe gesandt worden. Unter Tränen holte Frau Hansen die Sachen aus dem Wandschranke hervor: eine einfache Taschenuhr, eine von der Frau, als sie noch Braut war, gestrickte Geldbörse und dann die Brieftasche mit dem Militärpasse des Toten. In dem Notizbuche fanden sich einige Aufzeichnungen von seiner Hand, die er auf der Eisenbahnfahrt von Flensburg nach dem Rheine gemacht hatte. Alle die größeren Städte, die der Militärzug berührt hatte, waren notiert, am Schlusse stand: Biebrich, den 28. Juli 1870.

Da ich zwei Tage Urlaub hatte, so blieb ich bis zu dem nächsten Morgen bei der Familie, in der ich mich so heimisch fühlte, als ob ich schon jahrelang mit ihr bekannt sei. Immer wieder mußte ich aus meiner Erinnerung heraus und aus dem, was in Ruppertsecken erzählt worden war, mitteilen, wie es in den letzten Tagen des Niels Jwer Hansen zugegangen war. Und immer wieder versicherten mir die Mutter und die Gattin, daß es ihnen ein großer Trost sei, zu wissen, daß der Sohn und Ehemann bei guten, christlichen Leuten gestorben sei. Die Witwe bekundete die Absicht, an Pfarrer Weber zu schreiben, daß er auf ihre Kosten dem Toten einen Grabstein errichten lasse.

Am anderen Morgen nahm ich Abschied. Wenn ich heute an die Liebe und die Freundlichkeit zurückdenke, die mir diese guten Menschen fern im Norden des deutschen Vaterlandes erwiesen haben, so bin ich mir immer bewußt, daß ich es der Treue meines Vaters zu verdanken habe, der für den erkrankten Soldaten gesorgt hatte. So habe ich auf meiner Musikantenfahrt die Wahrheit des Wortes erlebt: Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.

Unser Verdienst war nicht nur in Westerland, sondern auch auf unserer weiteren Fahrt durch Mecklenburg und die Provinz Brandenburg recht gut. Da ich sparsam war, so hatte ich schließlich in meinem Brustbeutel die Summe von 127 Mk.

So viel Geld hatte ich noch nie beisammen gesehen, ich wahrte das Geld wie den köstlichsten Schatz der Erde.

Als wir in Brandenburg spielten, zog immer mehr der Herbst in das Land. Gelb und rot färbten sich die Blätter, auf den Telegraphendrähten und Kirchendächern saßen die Schwalben, um sich zur Reise nach Süden zu rüsten. Wenn die Schwalbe nach Süden zieht, so rüstet sich auch der Musikant zur Heimreise. Wenn kalter Regen kommt und die Dunkelheit früh hereinbricht, so ist das Wandern auf der Landstraße kein Vergnügen mehr. Man sehnt sich dann nach einem Platz in einer warmen Stube, von dem aus man in aller Seelenruhe durch die Scheiben auf Regenspüßen und grauen Himmel schauen kann. In großen Märschen zogen wir der Heimat zu, von Kassel an ließ uns, weil das Wetter zu schlecht war, der Meister mit der Eisenbahn fahren.

Ich hatte auf dieser meiner ersten Musikantenfahrt das Heimweh mehr und mehr überwunden. Je näher wir aber nach Südwesten kamen, um so mehr packte es mich mit neuer Kraft. Als wir endlich von Münster am Stein nach Rockenhausen fuhren und die nordpfälzischen Berge wieder vor mir auftauchten, da meinte ich, den Zeitpunkt gar nicht abwarten zu können, bis ich wieder in der Heimat war.

In Rockenhausen gingen wir auseinander. Mit Gottfried Keiper stieg ich den Berg nach Ruppertsecken hinan. Vom Donnersberge her wehte der Herbstwind, der Regen sprühte uns in das Gesicht, die welken Blätter bedeckten den Boden. Im Abenddunkel stand ich vor meines Vaters Haus. Die Mutter kniete im Wohnzimmer vor dem Ofen, um Feuer anzuzünden, vor ihr lag ein Haufen kleingebrochenes Reisig. Fröhlich trat ich durch die Tür und rief: „Guten Abend, Mutter, da bin ich wieder, und 127 Mark habe ich dir mitgebracht.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Ein schönes und wirklich harmonisches Fest in des Wortes eigenster Bedeutung war das 4. Kirchengesangsvereinsfest unseres Dekanates, das am Nachmittag des 1. Sonntags nach Trinitatis, den 14. Juni d. J., in der Stadtkirche zu Gießen gefeiert wurde. Es hatten sich außer dem Gießener noch neun benachbarte Vereine eingefunden, von Annerod, Beuern, Burkhardsfelden, Großen-Linden, Klein-Linden, Lang-Göns, Leihgestern, Lollar und Treis a. Lda. Wenn schon die große Zahl der beteiligten Vereine zeigt, daß die Sache der Kirchengesangsvereine in unserem Dekanat beliebt ist, so beweist das auch die Stärke der Vereine, die jeder zwischen 40 bis 70 Mitglieder zählt, so daß ein Gesamtchor von etwa 500 Sängern und Sängerinnen die Emporen der Stadtkirche nahezu füllte. Dazu kamen noch die beiden Gießener Chorschulen, die Knaben unter der Leitung von Lehrer Görsch, die Mädchen unter der des Lehrers Habicht, die durch ihre prachtvollen Stimmen den Eindruck der Feier noch erhöhten. Der Festgottesdienst, dem eine kurze Probe der Chöre vorausgegangen war, begann um 2 1/2 Uhr. Er war ein Lobpreis des Allerhöchsten und stand unter dem einheitlich durchgeführten Grundgedanken: Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge tut an uns und allen Enden. Dem entsprachen die vom leitenden Geistlichen, Kirchenrat D. Schloffer, verlesenen Schriftabschnitte wie auch die vom Gesamtchor unter Leitung des Professors Trautmann und der Chorschule vorgetragenen Lieder, die ohne Ausnahme in jeder Beziehung vortrefflich und stimmungsvoll zu Gehör gebracht wurden. Sie legten auch ein gutes Zeugnis ab von der guten Schulung

der Einzelvereine. Als Festprediger war Pfarrer Eschenröder (Worms) gewonnen worden, der seiner Predigt das Wort des Jesaias Kap. 55 V. 10 u. 11 zu Grunde gelegt hatte: „Denn gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, also soll das Wort, so aus meinem Munde geht, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.“ Der Prediger sprach in hinreißender Rede von der Gottesmacht des evangelischen Liedes, das die Menschen fromm, froh und fest mache. Nach dem Gottesdienst fand eine Nachversammlung in Steins Garten statt, bei der Herr Kirchenrat D. Schloffer die zahlreiche Versammlung mit herzlichen Worten begrüßte. Er gab der Freude Ausdruck, daß der Sache der Kirchengesangsvereine auch in unserem Dekanat großes Verständnis entgegengebracht würde und wünschte, daß das gute Einvernehmen zwischen Stadt und Land, wie es in diesem Fest in die Erscheinung trete, auch fernerhin bestehen bleiben möchte. Dekan Gußmann hielt hiernach noch eine kernige Ansprache, in welcher er das Wesen und die Bedeutung der Kirchengesangsvereine betonte und die Hoffnung aussprach, daß auch noch in anderen Dekanatsgemeinden solche Vereine entstehen möchten. Zwischen und nach diesen Reden erfreuten die einzelnen Vereine durch einen oder mehrere Gesangsvorträge geistlichen oder weltlichen Inhalts die Festbesucher, die Steins Garten zum großen Teil anfüllten, bis gegen 8 Uhr die Feier ihr Ende fand. Möge das schön verlaufene Fest bei allen Teilnehmern rechte innere Erhebung und neue Freude an unseren schönen Kirchenliedern erweckt haben. B.-Tr.

Beuern. Am 4. p. Trin., also Sonntag, 5. Juli, findet in unserer Gemeinde wieder das Missionsfest zur Erinnerung an die vor zwei Jahren hier erfolgte Ordination unseres Missionars Heinrich Walther, welcher den Lesern unseres Sonntagsgroßes durch seine interessanten Berichte über Kamerun, Land und Leute und die Missionstätigkeit daselbst, wohl bekannt ist, statt. Vormittags um 10 Uhr ist Festgottesdienst in unserer Kirche; nachmittags 1 Uhr Kindergottesdienst und um 3 Uhr dann das eigentliche Missionsfest auf unserem, von schönen Buchen beschatteten Kirchplatz. Festprediger sind: Pfr. Hofmann (Winnerod) und Missionar Maier (Mannheim). Alle Missionsfreunde sind herzlichst eingeladen.

Am 12. Juli findet zu Gießen im Konfirmandensaale in der Liebigstraße wieder Taubstummengottesdienst und zwar ausnahmsweise nachmittags um 1 Uhr statt. Darnach findet eine gemeinsame Besichtigung der Gewerbe-Ausstellung statt. Der Verkehrsausschuß hat in hochherziger Weise allen Taubstummen zu diesem Besuche der Ausstellung Freikarten bewilligt. Anmeldungen zur Erlangung eines Ausweises wegen Fahrpreisermäßigung für unbemittelte Taubstumme wolle man möglichst frühzeitig an Pfarrer Bechtolsheimer gelangen lassen.

Worte zum Nachdenken.

In der Not erkennt man einen treuen Freund, im Kampfe das gute Schwert, in der Fremde den Segen der Heimat, in der Nacht die Sterne am Himmelszelt, in der Anfechtung die ausgereckte Hand Gottes, der nicht Gedanken des Leides hat, und der uns demütigt, um uns zu erheben. Rud. Kögel.

Das Licht ist in dem Gottesohn so mächtig, daß er mitten in der finstern Welt dasteht wie ein Leuchtturm für alle Menschen. Wehe, wenn das Licht des Leuchtturms erlischt! Dann zerschellen die Schiffe und die Menschen gehen unter. So ist außer Jesu für uns nur Tod und Verderben. Gott sei Dank, daß wir in ihm Licht und Leben haben können.

Adolf Stöcker.

Zur Ewigkeit geht unaufhaltsam unser Lauf. Nur was dahin uns fördert, dort noch gilt und uns freuen kann, ist wert, daß unser Herz dabei verweile. Darum: hinauf, die Herzen in die Höhe!

Wer seines Mitmenschen Bestes sucht, der findet sein eigenes Bestes, so gewiß der selber glücklich wird, der andere glücklich macht. Das ist das wunderbare Segensgeheimnis des Reiches Gottes!

Wir geh'n getrost an deiner Hand,
Herr Jesu, die uns führt.
Wir haben dich getreu erkannt
Und haben wohl gespüret,
Daß, wenn du Lasten auf uns legst,
Gibst du auch Kraft zum Tragen,
Und was du zuzumuten pflegst,
Das ist getrost zu wagen.

Wegen Raummangel mußten wir die Fortsetzung des Artikels „Von der Nacht des Heidentums“ bis zur nächsten Nummer zurückstellen. Die Red.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 28. Juni, 3. nach Trinitatis.
Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Sch w a b e.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Markuskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer D. Schloffer.
Beichte und heil. Abendmahl für Matthäus- und Markuskirche gemeinsam. Anmeldung vorher bei dem Pfarrer jeder Gemeinde erbeten.

Vormittags 11¼ Uhr: Kinderkirche für die Matthäuskirche.
Pfarrassistent Hoffmann.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.
Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Johanneskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Lukaskirche.
Pfarrer Bechtolsheimer.

Schönheit

verleiht die echte **Stechenpferd-Seife**

Beste Lillienmilchseife f. zarte, weisse Haut von Bergmann & Co., Radebeul

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Für einen 14 1/2-jährigen Knaben
Schlosserlehrstelle
 gesucht. Angemessene Entschädigung
 wird bezahlt.
 Adresse:
Sekretär Lenz, Spener.

Rudolf Richter
 Biezen, Marktstraße 24—26
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
 Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
 Manufaktur-
 und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Möbel.
 Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
 Einrichtungen, sowie sämtlicher
 Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
 Neuen Bäume 15.

Frdr. Teipel
 — 16 Markt 16 —
 Vorteilhafteste Bezugsquelle
 für
**Strumpfwaren und
 Unterzeuge, Wäsche
 Kinder-Ausstattungen**
 in gros Korsetts in detail
 Filiale: Frankfurter Straße.

Reichhaltigste Auswahl in
Herren- und Knaben-Bekleidung
 in guten Stoffqualitäten und solider
 Verarbeitung finden Sie stets bei
CARL HORN Marktstraße 28
 Telephon 395

**Kleider-Stoffe
 Blumen-Stoffe
 Aussteuer-Artikel
 Reste**
 außergewöhnlich billig
 Etagegeschäft. Serrige Unkosten
 Gemeinhaltlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
 Biezen, Bismarckstraße 6

Geschw. Holberg Nachf.
 empfehlen
 Trauerhüte, Trauerschleier,
 moderne Gürtelbänder,
 Schleier und Uebergangshüte

C. Leisler Ww.
 Neuenweg Ecke Weidengasse
MÖBEL-LAGER
 Lieferung ganzer Ausstattungen
 :: sowie Einzel-Möbel ::
 Eigene Polster-Werkstätte

Bujch's Musikhaus
 Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
 Musik-Instrumente
 :: und Musikalien ::

Hch. Blum, Schuhlager,
 Neustadt 19
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15 0/0 bis 20 0/0
 Reparaturen billigst

Franz Bette
 Mäusburg 10
 Fernsprech-Nr. 666

FRITZ NOWACK
 Der diesjährige
Große Inventur-Ausverkauf
 beginnt **Mittwoch den 1. Juli**
 In allen Abteilungen des Geschäfts werden große Posten
**Weißwaren u. Ausstattungs-Artikel zu
 extra billigen Ausnahme-Preisen**
 zum Verkaufe ausgelegt.

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handelsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
 Blumen, Kränze und Buketts
 in reicher Auswahl
 zu billigsten Preisen.

Spezial-Geschäft
 in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlsendungen bereitwilligt

Bahnhofstr. 44. **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Phoenix-Nähmaschine.
 Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linker, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

**Hof-Möbel-Fabrik
 Th. Brück**
 Biezen, Ecke Schloßgasse-
 :: Kanzeleberg-Brandplatz ::
 Ältestes u. größtes Möbel-
 Fabriklager Oberhessens
 Begründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet
 Vorhänge · Teppiche · Linoleum
 Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen
 mit patentamtlich gesch. Matratzen
 D. O. M. Nr. 420 684/85
 Allgemeine Rabatt-Spar-Marken

Edgar Borrmann, Giessen
 Neustadt 11 **Eisenhandlung** Telephon 165
 empfiehlt:
 Oefen, Herde,
 kupferne und
 gußeiserne
 Waschkessel,
 Haus- und
 Küchengeräte
 Solinger
 Stahlwaren,
 Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
 Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.



C. Stöver, Biezen
 Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
 Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt
 prompt und billig

Reste in **Kleider-**
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

CARL LUDWIG LEIB
 KUNSTHANDLUNG · BILDER-
 EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Heinrich Noll
 Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen
 Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
 Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre